


UNIVERSITY OF CALIFORNIA
3 1761 00867055 6



Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

948c

53

T

Deutsche Liebe.

19465a

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben

und

mit einem Vorwort begleitet

von

Friedrich Max Müller.

• Vierte Auflage.

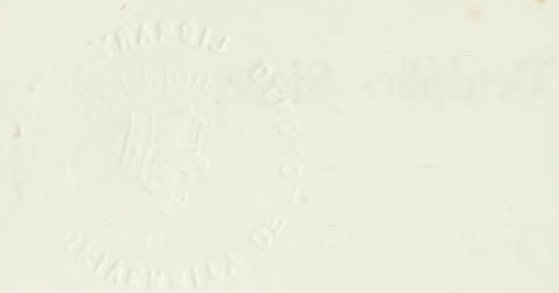


Leipzig:

J. A. Brochhaus.

1873.

114752
71611



Vorwort.

Wer hat sich nicht schon einmal in seinem Leben an einen Schreibtisch gesetzt, wo noch vor kurzem ein anderer saß, der jetzt im Grabe ruht? Wer hat nicht schon einmal die Kächer geöffnet, welche lange Jahre die heiligen Geheimnisse eines Herzens bargen, das jetzt geborgen liegt im heiligen Frieden des Friedhofs? Hier liegen die Briefe, die ihm, dem Theuern, so theuer waren; hier Bilder, Bänder und Bücher mit Zeichen auf jedem Blatte. Wer kann sie jetzt lesen und deuten? Wer kann die verblaßten und verstreuten Blätter dieser Rose wieder zusammensfügen und zu neuem Dufte beleben? Die Flammen, die bei den Griechen die Zeichen der Dahingeshiedenen umfingen zu feuriger Verwefung, die Klammen, in welche die Alten alles hineinwarfen, was dem Lebenden einst am liebsten

war, sie sind auch jetzt die sicherste Ruhestätte für diese Reliquien. Mit zagender Eichen liest der hinterlassene Freund die Blätter, die kein Auge je gesehen als das, welches jetzt so fest geschlossen ist; und wenn er mit schnellem, kaum lesendem Blick sich überzeugt hat, daß diese Blätter und Briefe nichts enthalten, was die Menschen wichtig nennen, so wirft er sie hastig auf die glühenden Kohlen — sie flammen noch einmal auf, und sie sind dahin!

Aus solchen Flammen sind die folgenden Blätter gerettet. Sie waren zuerst nur für Freunde des Verstorbenen bestimmt, doch haben sie auch unter fremden Menschen Freunde gefunden, und mögen also, da es so sein soll, von neuem in die Fremde wandern. Wern hätte der Herausgeber mehr herausgegeben, aber die Blätter sind zu sehr zerstückelt und zerstört, um sich wieder ordnen und vereinigen zu lassen.

Oxford, im Januar 1866.

Max Müller.

Erste Erinnerung.

Die Kindheit hat ihre Geheimnisse und ihre Wunder — aber wer kann sie erzählen, und wer kann sie deuten? Wir sind alle durch diesen stillen Wunderwald gewandert — wir haben alle einst in seliger Betäubung die Augen geöffnet, und die schöne Wirklichkeit des Lebens überslutete unsere Seele. Da wußten wir nicht, wo wir waren und wer wir waren — da war die ganze Welt unser, und wir gehörten der ganzen Welt. Das war ein ewiges Leben — ohne Anfang und ohn' Ende — ohne Stillstand, ohne Schmerz. Im Herzen war es hell wie Frühlingshimmel, frisch wie Veitchenduft — still und heilig wie ein Sonntagsmorgen.

Und was stört diesen Gottesfrieden des Kindes? Wie kann dies unbewußte und unschuldige Dasein je

ein Ende nehmen? Was treibt uns heraus aus dieser Seligkeit der Alleinheit und Allgemeinsamkeit, und läßt uns plötzlich allein und einsam im dunkeln Leben?

Sagt nicht mit ernster Stirn, daß es die Sünde sei! Kann denn ein Kind schon sündigen? Sagt lieber, wir wissen's nicht und müssen uns drein ergeben.

Ist es die Sünde, welche die Blüte zur Blume macht, und die Blume zur Frucht, und die Frucht zu Staub?

Ist es die Sünde, welche die Raupe zur Puppe macht, und die Puppe zum Schmetterling, und den Schmetterling zu Staub?

Und ist es die Sünde, welche das Kind zum Manne macht, und den Mann zum Greis, und den Greis — zu Staub? — Und was ist Staub?

Sagt lieber, wir wissen's nicht und müssen uns drein ergeben.

Doch ist's so schön, an den Frühling des Lebens zurückzudenken, in sein Inneres zurückzuschauen — sich zu erinnern. Ja, auch im schwülen Sommer, im trüben Herbst und im kalten Winter des Lebens gibt's

hier und da einen Frühlingstag, und das Herz sagt: „Mir ist's wie Frühling zu Muth.“ Ein solcher Tag ist's heute — und da lege ich mich hin auf das weiche Moos im duftigen Wald, und strecke die schweren Glieder aus, und schaue hinauf durch das grüne Laub in das unendliche Blau — und denke: Wie war's doch in der Kindheit?

Da scheint alles vergessen — und die ersten Seiten des Gedächtnisses sind wie eine alte Hausbibel. Die ersten Blätter sind ganz verblichen, auch etwas angegriffen und nicht ganz reinlich. Erst wenn wir weiter blättern und zu den Kapiteln kommen, wie Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben wurden, da fängt alles an rein und leserlich zu werden. Ja, und könnten wir nur das Titelblatt mit dem Druckort und der Jahreszahl finden! Aber das ist ganz verloren, und statt dessen finden wir nur eine reinliche Abschrift — das ist unser Taufschein — und da steht's, wann wir geboren wurden, und wie unsere Aeltern und Pather hießen, und daß wir uns nicht für Ausgaben sine loco et anno halten dürfen.

Sa, aber der Anfang — wenn es nur keinen Anfang gäbe, denn bei dem Anfang da hört gleich alles Denken und Erinnern auf. Und wenn wir so in die Kindheit, und von der Kindheit in die Unendlichkeit zurückträumen, da ist's als ob der böse Anfang immer weiter fortginge, und die Gedanken laufen hinterher und können doch nie darüber hinwegkommen, sowie ein Kind den Ort sucht, wo der blaue Himmel auf der Erde liegt, und läuft und läuft, und der Himmel läuft immer vor ihm her, und liegt doch immer auf der Erde — aber das Kind wird müde und kommt nie dahin.

Als wir nun aber einmal da waren — da — hier — wie es nun einmal mit uns angefangen hatte — was wissen wir denn da? Sa die Erinnerung schüttelt sich wie ein Fudel, der aus den Wellen taucht und dem das Wasser in die Augen läuft — und er sieht recht wunderlich aus.

Ich glaube aber doch, ich kann mich noch erinnern, als ich zum ersten mal die Sterne sah. Sie mögen mich schon oft vorher gesehen haben, aber

eines Abends da war es mir, als wäre es kalt, obgleich ich meiner Mutter im Schoße lag — und es schüttelte mich, und ich fror, oder ich fürchtete mich; kurz es ging etwas in mir vor, was mein kleines Ich mehr als gewöhnlich auf sich aufmerksam machte. Da zeigte mir die Mutter die hellen Sterne, und ich wunderte mich und dachte, das hat doch die Mutter recht hübsch gemacht. Und dann fühlte ich mich wieder warm, und mag wol eingeschlafen sein.

Und dann erinnere ich mich, wie ich einmal im Graße lag und alles um mich her sich schaukelte und nickte, und sumnte und schwirte. Und da kam ein ganzer Schwarm von kleinen vielfüßigen geflügelten Wesen, die setzten sich auf meine Stirn und Augen und sagten Guten Tag. Da thaten mir aber meine Augen weh und ich rief meine Mutter, und die sagte: „Armer Bunge, wie ihn die Mücken gestochen haben!“ Da konnte ich die Augen nicht aufmachen und den blauen Himmel nicht mehr sehen. Aber meine Mutter hatte einen Strauß von frischen Veitchen in der Hand, und da war es mir, als ob ein dunkelblauer

frischer würziger Duft durch meinen Kopf zöge, und noch jetzt, wenn ich die ersten Weilchen sehe, so erinnere ich mich, und da ist es mir, als müßte ich die Augen schließen, damit der alte dunkelblaue Himmel jener Tage wieder über meine Seele steige.

Ja, und dann erinnere ich mich, wie wieder eine neue Welt sich mir aufthat, und die war schöner als die Sternenvelt und der Weilchenduft. Das war an einem Ostermorgen. Da weckte mich die Mutter früh, und vor dem Fenster stand unsere alte Kirche. Die war nicht schön, aber sie hatte doch ein hohes Dach und einen hohen Thurm, und auf dem Thurm ein goldenes Kreuz, und sah soviel älter und grauer aus als die andern Häuser. Einmal wollte ich auch wissen, wer da drinnen wohnte, und sah hinein durch die eiserne Gitterthür. Da war es aber inwendig ganz leer, und kalt und schaurig — auch nicht Eine Seele im ganzen Haus — und seitdem schauerte es mich immer, wenn ich bei der Thür vorbeikam. Nun an dem Ostermorgen, da hatte es in der Früh geregnet, und dann war die Sonne so recht in voller

Pracht aufgegangen, und da glänzte die alte Kirche mit dem grauen Schieferdach und den hohen Fenstern und dem Thurm mit dem goldenen Kreuz in ganz wunderbarem Schimmer. Auf einmal fing das Licht, das durch die hohen Fenster strömte, zu wogen und zu leben an. Das war aber viel zu hell, als daß man hätte hineinsehen können; und als ich die Augen schloß, da kam das Licht doch in die Seele hinein, und Drinnen schien alles zu leuchten und zu duften, und zu singen und zu klingen. Da war es mir, als finge ein neues Leben in mir an, ja, als wäre ich ein anderer Mensch geworden; — und als ich die Mutter fragte, was das sei, so sagte sie, es sei ein Osterlied, das man in der Kirche sänge. Was für ein helles, heiliges Lied es war, das mir damals durch die Seele drang, habe ich nie herausfinden können. Es muß wol ein altes Kirchenlied gewesen sein, wie sie unserm Luther manchmal durch die starre Seele brachen. Wieder gehört habe ich es nie. Aber noch jetzt, wenn ich ein Adagio von Beethoven, oder einen Psalm von Marcello, oder einen Chor von Händel,

ja manchmal, wenn ich im schottischen Hochland oder in Tirol ein einfaches Lied höre, dann ist es mir, als ob die hohen Kirchenfenster wieder leuchteten, und Orgelton in die Seele dränge, und eine neue Welt sich öffne — schöner als Sternenhimmel und Veilchenduft.

Das ist es, was ich mich aus der ersten Kindheit erinnere — und dazwischen schwebt ein liebes Muttergezicht, wol auch der milde erste Blick des Vaters — und Gärten, und Weinlaub, und grüner weicher Rasen und ein altes ehrwürdiges Bilderbuch — und das ist alles, was ich auf den ersten verbleichten Blättern des Gedächtnisses noch erkennen kann.

Dann aber wird es heller und deutlicher. Namen und Gestalten treten hervor. Nicht nur Vater und Mutter, sondern Brüder und Schwestern, und Freunde und Lehrer — und eine Menge fremder Leute. Ach ja, von den fremden Leuten — da steht so manches in der Erinnerung geschrieben!

Zweite Erinnerung.

Nicht weit von unserm Hause und gegenüber der alten Kirche mit dem goldenen Kreuz, da stand ein großes Gebäude, noch größer als die Kirche, und mit vielen Thürmen. Die sahen auch ganz grau und alt aus, aber sie hatten kein goldenes Kreuz, sondern steinerne Adler saßen auf den Spitzen, und eine große weiß und blaue Fahne flatterte auf dem höchsten Thurme gerade über dem hohen Thorweg, wo die Stufen hinaufgingen, und wo an beiden Seiten zwei Soldaten zu Pferd Schildwache hielten. Das Haus hatte viele Fenster, und hinter den Fenstern sah man rothe seidene Vorhänge mit goldenen Quasten, und in dem Hofe standen rings herum die alten Lindenbäume — die überschatteten im Sommer das

graue Mauerwerk mit ihrem grünen Laube, und bestreuten den Rasen mit ihren weißen, duftenden Blüten. Da hatte ich auch oft hinaufgeschaut, und des Abends, wenn die Vinden dufteten und die Fenster erleuchtet waren, sah ich viele Gestalten wie Schatten hin- und herschweben, und Musik tönte von oben herab, und Wagen fuhren vor, aus denen Frauen und Männer herausstiegen und die Treppe hinaufeilten. Die sahen alle so schön und gut aus, und die Männer hatten Sterne auf der Brust, und die Frauen hatten frische Blumen im Haar — und da dachte ich oft: warum gehst du nicht auch hinein?

Eines Tages nun nahm mich mein Vater bei der Hand und sagte: „Wir wollen auf das Schloß gehen. Du mußt aber hübsch artig sein, wenn die Fürstin mit dir spricht, und mußt ihr die Hand küssen.“

Ich war etwa sechs Jahre alt und freute mich, wie man sich nur freuen kann, wenn man sechs Jahre alt ist. Ich hatte mir schon so viele stille Gedanken gemacht über die Schatten, die ich abends

an den erleuchteten Fenstern gesehen, und hatte zu Hause soviel Gutes von dem Fürsten und von der Fürstin gehört, wie sie so gnädig wären und den Armen und Kranken Hülfe und Trost brächten, und wie sie von Gottes Gnaden dazu ausersehen seien, die Guten zu schützen und die Bösen zu strafen. Da hatte ich mir denn längst alles ausgemalt, wie es in dem Schlosse hergehen müsse, und der Fürst und die Fürstin waren mir schon alte Bekannte, die ich so gut kannte wie meinen Nußknacker und meine bleiernen Soldaten.

Das Herz pochte mir, als ich die hohe Treppe mit meinem Vater hinaufstieg, und während er mir noch sagte, daß ich die Fürstin „Hohheit“ und den Fürsten „Durchlaucht“ nennen müsse, da gingen schon die Thürflügel auf, und vor mir sah ich eine hohe Gestalt mit durchleuchtenden Augen. Sie schien auf mich loszukommen und mir die Hand zu reichen. Ein Ausdruck war in ihrem Gesicht — den hatte ich schon lange gekannt — und ein heimliches Lächeln flog über ihre Wangen. Da hielt es mich nicht mehr, und

während mein Vater noch an der Thür stand und, ich wußte nicht warum, sich tief verbeugte, sprang mir das Herz in die Kehle und ich lief auf die schöne Frau zu und fiel ihr um den Hals und küßte sie wie meine Mutter. Die schöne hohe Frau ließ es sich auch gern gefallen und streichelte mir das Haar und lächelte. Mein Vater aber nahm mich bei der Hand und zog mich fort und sagte, ich sei sehr unmartig und er werde mich nie wieder hierherbringen. Da wurde es mir ganz wirr im Kopfe und das Blut flog mir in die Wangen, denn ich fühlte, daß mein Vater mir unrecht that. Und ich sah die Fürstin an, daß sie mich vertheidigen sollte; aber auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck milden Ernstes. Und dann blickte ich auf die Herren und Damen, die im Zimmer waren, und glaubte, daß sie mir beistehen würden. Aber wie ich sie ansah, da sah ich, daß sie alle lachten. Da traten mir die Thränen in die Augen und ich lief fort, zur Thür hinaus, die Treppe hinunter, bei den Lindenbäumen auf dem Schloßhof vorbei und nach Hause, bis ich zu meiner Mutter kam

und mich in ihre Arme warf, und schluchzte und weinte.

„Und was ist dir geschehen?“ sagte sie.

„Ach Mutter“, rief ich, „ich war bei der Fürstin — und sie war eine so gute und schöne Frau, so ganz wie du, meine liebe Mutter, und da mußte ich ihr um den Hals fallen und sie küssen.“

„Ja“, sagte meine Mutter, „das hättest du nicht thun sollen, denn das sind fremde Leute und hohe Herrschaften.“

„Und was sind denn fremde Leute?“ sagte ich. „Darf ich denn nicht alle Menschen liebhaben, die mich mit ihren lieben freundlichen Augen ansehen?“

„Liebhaben darfst du sie; mein Sohn“, erwiderte die Mutter; „aber du darfst es nicht zeigen.“

„Und ist es denn etwas Unrechtes“, fragte ich, „daß ich die Menschen liebhave? Und warum darf ich es denn nicht zeigen?“

„Nun, du hast schon recht“, sagte sie; „aber du mußt thun, was dir dein Vater sagt, und wenn du älter wirst, so wirst du es schon begreifen, warum

du nicht allen schönen Frauen mit lieben freundlichen Augen um den Hals fallen kannst.“

Das war ein trüber Tag. Der Vater kam nach Hause und blieb dabei, ich sei ungezogen gewesen. Am Abend brachte mich die Mutter zu Bett und ich betete, aber ich konnte nicht schlafen und dachte immer, was denn die fremden Menschen seien, die man nicht liebhaben dürfe — — —.

Du armes Menschenherz! so werden dir schon im Lenze die Blätter geknickt und die Federn aus den Flügeln gerissen! Wenn das Frühroth des Lebens den heimlichen Kelch der Seele öffnet, so duftet alles im Innern von Liebe. Wir lernen stehen und gehen, und sprechen und lesen; aber Liebe lehrt uns niemand. Die gehört uns wie das Leben, ja, man sagt, sie sei der tiefste Grund unsers Daseins. Wie die Himmelskörper sich anziehen und zueinander neigen, und von dem ewigen Gesetze der Schwerkraft zusammengehalten werden, so neigen sich auch die Himmelseelen zueinander, und ziehen sich an, und werden zu-

sammengehalten von dem ewigen Gesetz der Liebe. Eine Blume kann nicht blühen ohne Sonnenschein, und ein Mensch kann nicht leben ohne Liebe. Würste das Herz des Kindes nicht vor Angst brechen, wenn der erste kalte Schauer dieser fremden Welt es anweht; leuchtete ihm nicht aus dem Mutterauge und aus dem Auge des Vaters das warme Sonnenlicht der Liebe entgegen — wie ein milder Widerschein des göttlichen Lichts und der göttlichen Liebe? Und die Sehnsucht, die dann im Kinde erwacht, das ist die reinste und tiefste Liebe. Das ist die Liebe, die die ganze Welt umfaßt; die aufleuchtet, wo zwei offene Menschenaugen ihr entgegenleuchten, die aufjauchzt, wo sie Menschenstimmen hört. Das ist die alte unermessliche Liebe, ein tiefer Brunnen, den noch kein Noth ergründet, eine Quelle von unerschöpflichem Reichtum. Wer sie kennt, der weiß auch, daß es in der Liebe kein Maß gibt, kein Mehr und kein Minder, sondern daß, wer liebt, nur von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und aus ganzem Gemüth lieben kann.

Doch ach, wie wenig bleibt von dieser Liebe, ehe wir nur den halben Weg unserer Lebensreise vollendet haben! Schon das Kind lernt, daß es fremde Menschen gibt, und hört auf ein Kind zu sein. Der Brunnen der Liebe wird verdeckt, und mit den Jahren wird er ganz verschüttet. Unsere Augen leuchten nicht mehr, sondern ernst und matt gehen wir auf lärmenden Straßen aneinander vorüber. Wir grüßen kaum, denn wir wissen, wie scharf es in die Seele schneidet, wenn ein Gruß unerwidert bleibt, und wie wehe es thut, von denen zu scheiden, die wir einmal begrüßt und deren Hand wir gedrückt haben. Die Flügel der Seele verlieren ihre Federn — die Blätter der Blume werden fast alle geknickt und verwelken — und aus dem unererschöpflichen Brunnen der Liebe bleiben uns nur noch ein paar Tropfen übrig, die uns die Zunge kühlen, daß wir nicht ganz verjähmachten. Die Tropfen nennen wir dann auch noch Liebe. Aber das ist nicht mehr die reine, volle, frohe Kindesliebe. Es ist Liebe mit Angst und Noth — brennende Glut, lodernde Leidenschaft —

Viebe, die sich selbst verzehrt, wie der Regentropfen auf heißem Sande — Liebe, die begehrt; nicht Liebe, die sich hingibt — Liebe, die fragt: Willst du mein sein? — Nicht Liebe, die sagt: Ich muß dein sein! — Verjehltete, verzweifelte Liebe ist es! Und das ist die Liebe, welche die Dichter besingen und der die Jünglinge und Mädchen glauben — ein Feuer, das auf und niederlodert, aber nicht wärmt und nichts zurückläßt als Rauch und Asche. Wir alle haben einst geglaubt, daß diese flaketen Sonnenstrahlen der ewigen Liebe sind. Aber je heller der Schein, desto dunkler die Nacht, die folgt.

Und dann, wenn alles ringsumher dunkel wird, wenn wir uns recht einsam fühlen, wenn alle Menschen links und rechts an uns vorübergehen und uns nicht kennen, dann steigt zuweilen ein vergessenes Gefühl in der Brust empor, und wir wissen nicht was es ist, denn es ist ja weder Liebe noch Freundschaft. „Kennst du mich nicht?“ möchte man jedem zurufen, der fremd und kalt an uns vorübergeht. Da fühlt man, wie der Mensch dem Menschen näher ist als

Bruder dem Bruder, Vater dem Sohn, Freund dem Freunde. Und wie eine alte heilige Sage klingt es durch unsere Seele, daß die fremden Menschen unsere Nächsten sind. Und warum müssen wir schweigend an ihnen vorübergehen? — Wir wissen es nicht und müssen uns darcin ergeben. Versuche es, wenn zwei Züge auf eisernen Schienen aneinander vorbeifahren, und du siehst ein bekanntes Auge, das dich grüßen will — versuche es die Hand auszustrecken und die Hand deines Freundes zu drücken, der an dir vorbeifliegt — versuche es, und du wirst vielleicht verstehen, warum der Mensch hienieden schweigend beim Menschen vorbeigeht.

Da sagt ein alter Weiser: „Ich sah die Splitter eines gecheiterten Nachen auf dem Meere schwimmen. Nur wenige treffen sich und halten eine Zeit lang zusammen. Dann kommt ein Sturm und treibt sie gen Osten und Westen, und hienieden treffen sie sich niemals wieder. So ist es auch mit den Menschen. Doch den großen Schiffbruch hat niemand gesehen.“

Dritte Erinnerung.

Die Wolken am Himmel der Kindheit dauern nicht lange, und nach einem kurzen, warmen Thränenregen sind sie verschwunden. So war ich bald wieder auf dem Schlosse und die Fürstin gab mir ihre Hand, die ich küssen durfte, und dann brachte sie ihre Kinder, die jungen Prinzen und Prinzessinnen, und wir spielten zusammen, als hätten wir uns schon seit Jahren gekannt. Das waren glückliche Tage, wenn ich nach der Schulzeit — denn ich ging nun schon in die Schule — auf das Schloß gehen durfte, um zu spielen. Da hatten wir alles, was das Herz begehrte. Spielsachen, die mir die Mutter an den Kadenfenstern gezeigt hatte und von denen sie mir erzählte, sie wären so theuer, daß arme

Vierte eine ganze Woche von dem Gelde leben könnten, was sie kosteten, die fand ich auf dem Schlosse, und wenn ich die Fürstin bat, so durfte ich sie mit nach Hause nehmen und der Mutter zeigen, oder auch sie ganz behalten. Schöne Bilderbücher, die ich beim Buchhändler mit dem Vater gesehen, die aber nur für sehr gute Kinder waren, die konnte ich auf dem Schlosse hin- und herblättern und stundenlang betrachten. Und alles, was den jungen Prinzen gehörte, das gehörte auch mir. So glaubte ich wenigstens. Denn ich durfte nicht nur was ich wollte mit mir wegnehmen, sondern verschenkte die Spielsachen auch oft wieder an andere Kinder; kurz, ich war ein junger Communist im vollen Sinne des Wortes. Einmal nur, erinnere ich mich, da hatte die Fürstin eine goldene Schlange, die schmiegte sich um ihren Arm, als wäre sie lebendig, und die gab sie uns zum Spielen. Als ich nun nach Hause ging, da legte ich mir die Schlange um meinen Arm und dachte, ich könnte der Mutter einen rechten Schreck damit machen. Unterwegs aber treffe ich eine Frau,

die sieht meine goldene Schlange und bittet mich, sie ihr zu zeigen; und dann sagte sie, wenn sie die goldene Schlange behalten dürfte, so könne sie ihren Mann aus dem Gefängniß lösen. Da besann ich mich natürlich keine Minute, sondern lief fort und ließ die Frau allein mit dem goldenen Schlangenumband. Da war den nächsten Tag viel Aufsehens, und die arme Frau wurde auf das Schloß gebracht und weinte, und die Leute sagten, sie hätte mir das Armband gestohlen. Ich wurde aber darüber sehr ärgerlich und erzählte mit heiligem Eifer, wie ich ihr das Armband geschenkt habe, und daß ich es auch nicht wiederhaben wolle. Was weiter damit geschah, weiß ich nicht, erinnere mich aber doch, daß ich seitdem der Fürstin alles zeigte, was ich mit nach Hause nahm.

Es dauerte aber lange, ehe sich meine Begriffe von Meum und Tuum ganz entwickelten, und noch spät verschwammen sie ineinander, sowie ich auch lange die blaue und rothe Farbe nicht unterscheiden konnte. Das letzte mal, wo ich mich erinnere, daß mich meine Freunde hierüber auslachten, war, als

mir meine Mutter Geld gegeben hatte, um Äpfel zu kaufen. Sie gab mir einen Groschen. Die Äpfel kosteten aber nur einen Sechser, und als ich der Frau den Groschen gab, sagte sie ganz betrübt, wie mir schien, daß sie den lieben langen Tag noch nichts verkauft habe und mir keinen Sechser herausgeben könne. Sie wollte, ich sollte ihr für einen Groschen abkaufen. Da fiel mir ein, daß ich noch einen Sechser in der Tasche hatte, und ganz verquält, daß ich das schwierige Problem gelöst habe, gab ich ihn der Frau und sagte: „Kannst du mir einen Sechser herausgeben.“ Sie verstand mich aber so wenig, daß sie mir den Groschen zurückgab und den Sechser behielt.

In der Zeit nun, als ich fast täglich zu den jungen Prinzen auf das Schloß ging, um zu spielen, dann auch um mit ihnen französisch zu lernen, da tritt noch eine andere Gestalt in meine Erinnerung hinein — das war die Tochter des Fürsten, die Gräfin Maria. Ihre Mutter war bald nach der Geburt des Kindes gestorben, und der Fürst hatte

sich später wieder verheirathet. Wann ich sie zum ersten mal gesehen, das weiß ich nicht. Sie tritt langsam und allmählich aus dem Dunkel des Gedächtnisses hervor — zuerst wie ein lustiger Schatten, der mehr und mehr an Ausdruck gewinnt, mir näher und näher rückt, und endlich vor meiner Seele steht wie der Mond, der plötzlich in einer stürmischen Nacht die Wolkenschleier über sein Haupt zurückwirft. Sie war immer krank und leidend und schweigsam, und ich habe sie nie anders gesehen als auf ihrem Ruhebett ausgestreckt, auf dem sie zwei Träger in unser Zimmer brachten und, wenn sie müde war, sie wieder hinausstrugen. Da lag sie in ihrem vollen weißen Gewande, die Hände meist gefaltet, und ihr Gesicht war so blaß und doch so mild und schön, und ihre Augen waren so tief und unerforschlich, daß ich oft in Gedanken versunken vor ihr stand und sie anblickte und mich fragte, ob sie wol auch zu den fremden Menschen gehöre. Und dann legte sie manchmal ihre Hand auf meinen Kopf, und dann war es mir, als rieselte etwas durch alle meine Glieder, und

ich konnte nicht fort und konnte nichts sagen, sondern mußte nur immer in ihre tiefen, unerforschlichen Augen sehen. Sie sprach nur wenig mit uns, aber ihre Blicke folgten unsern Spielen, und wenn wir auch noch so sehr tobten und lärmten, so klagte sie doch nie, sondern hielt nur ihre Hände über ihre weiße Stirn und schloß die Augen, als ob sie schlief. An manchen Tagen aber, da sagte sie, es sei ihr wohl, und dann saß sie aufrecht auf ihrem Ruhebette, und dann lag es wie Morgenroth auf ihrem Gesicht, und sie sprach mit uns und erzählte uns wunderbare Geschichten. Wie alt sie damals war, das weiß ich nicht. Sie war wie ein Kind, denn sie war so hilflos, und sie war doch so ernst und still, daß sie kein Kind mehr sein konnte. Wenn die Leute von ihr sprachen, so sprachen sie unwillkürlich leise und sanft. Sie nannten sie den Engel, und nie hörte ich etwas von ihr sagen als Gutes und Liebes. Oft, wenn ich sie so hilflos und schweigsam liegen sah und dachte, daß sie nie in ihrem Leben würde gehen können, und daß es für sie keine Arbeit und keine

Freude gebe, und man sie auf ihrem Ruhebette hin und hertragen werde, bis man sie einst auf ihr ewiges Ruhebett lege, da fragte ich mich, warum sie wol auf diese Welt geschickt worden sei, da sie ja so sanft im Schoße der Engel hätte ruhen können: die hätten sie auf ihren weichen Flügeln durch die Luft getragen, wie ich dies auf manchen Heiligenbildern gesehen hatte. Und dann fühlte ich, als ob ich ihr einen Theil ihrer Leiden abnehmen müßte, damit sie nicht allein litte, sondern wir mit ihr. Aber sagen konnte ich ihr das alles nicht, denn ich wußte es eigentlich selbst nicht. Ich fühlte nur etwas; das war nicht, als ob ich ihr um den Hals fallen müßte — das dürfte niemand, denn das hätte ihr weh gethan. Aber es war mir, als wenn ich für sie so recht vom tiefsten Herzensgrunde hätte beten können, daß sie erlöst werde von ihren Leiden.

An einem warmen Frühlingstage, da ward sie auch in unser Zimmer getragen. Sie sah recht blaß aus, aber ihre Augen waren tiefer und lichter als je, und sie saß auf ihrem Ruhebette und rief uns zu

sich. „Es ist heute mein Geburtstag“, sagte sie, „und ich bin in der Frühe eingeseget worden. Nun ist es ja möglich“, fuhr sie fort, indem sie ihren Vater lächelnd anblickte, „daß mich Gott bald zu sich ruft — obgleich ich gern noch recht lange bei euch bliebe. Aber wenn ich einmal von euch fortgehe, so möchte ich, daß ihr mich nicht ganz vergeßt, und darum habe ich für jeden von euch einen Ring gebracht, den müßt ihr jetzt auf dem Zeigefinger tragen, und wenn ihr größer werdet, so rückt ihr ihn immer weiter, bis er nur noch auf den kleinen Finger paßt — aber da müßt ihr ihn zeitlebens tragen.“

Mit diesen Worten nahm sie fünf Ringe, die sie an ihren Fingern trug, und zog einen nach dem andern ab, und sah so wehmüthig und doch so freundlich aus, daß ich die Augen zudrückte, um nicht zu weinen. Sie gab den ersten Ring ihrem ältesten Bruder und küßte ihn, und dann den zweiten und dritten den beiden Prinzessinnen, und den vierten gab sie dem jüngsten Prinzen, und küßte sie alle, wenn sie ihnen die Ringe gab. Ich stand dabei und blickte

unverwandt auf ihre weiße Hand und sah, daß sie noch einen Ring am Finger habe; aber sie lehnte sich zurück und schien ermattet. Da traf mein Auge das ihrige, und wie die Augen eines Kindes so laut sprechen, so mußte sie wol hören, was in mir vorging. Den letzten Ring hätte ich viel lieber nicht gehabt, aber ich fühlte, daß ich ein Fremder sei, daß ich nicht zu ihr gehöre, daß sie mich nicht so lieb habe als ihre Brüder und Schwestern. Da that mir etwas in der Brust weh, als ob eine Ader spränge, oder ein Nerv zerschnitten würde — und ich wußte nicht, wo ich hinsehen sollte, um meine Noth zu verbergen.

Sie aber richtete sich auf und legte ihre Hand auf meine Stirn, und sah mir so tief in die Augen hinein, daß ich fühlte, es sei auch kein Gedanke in mir, den sie nicht sähe. Langsam zog sie den letzten Ring von ihrem Finger und gab ihn mir und sagte: „Den wollte ich mit mir nehmen, wenn ich von euch gehe — aber es ist besser, daß du ihn trägst und an mich denkst, wenn ich nicht mehr bei euch bin. Lies die Worte, die auf dem Ringe geschrieben stehen:

«Wie Gott will.» Du hast ein wildes und ein weiches Herz. Möge das Leben es zähmen, aber nicht verhärten.“ Und dabei küßte sie mich wie ihren Bruder, und gab mir den Ring.

Was da alles in mir vorging, das weiß ich wahrlich nicht. Ich war damals schon zum Knaben herangewachsen, und die sanfte Schönheit des leidenden Engels war nicht ohne Reiz auf mein junges Herz geblieben. Ich liebte sie, so wie ein Knabe lieben kann — und Knaben lieben mit einer Innigkeit, Wahrheit und Keinheit, die nur wenige im Jünglings- und Mannesalter bewahren. Aber ich glaubte, sie gehöre zu den fremden Menschen, denen man nicht sagen dürfe, daß man sie liebe. Die ersten Worte, die sie zu mir sprach, vernahm ich kaum; ich fühlte nur, daß ihre Seele meiner Seele so nahe war, als zwei menschliche Seelen sein können. Alle Bitterkeit war aus meinem Herzen verschwunden, ich fühlte mich nicht mehr allein, nicht fremd, nicht ausgeschlossen, sondern bei ihr, mit ihr und in ihr. Dann dachte ich, daß es ihr ein Opfer sei, mir den Ring

zu geben, und daß sie ihn gern mit sich ins Grab genommen hätte. Und da trat ein Gefühl vor meine Seele, das überwogte alle andern Gefühle, und ich sagte mit zagender Stimme: „Den Ring mußt du behalten, wenn du ihn mir schenken willst. Denn was dein ist, das ist mein.“ Sie sah mich eine Weile verwundert und nachdenkend an. Dann nahm sie den Ring, steckte ihn an ihren Finger, küßte mich nochmals auf die Stirn und sagte leise zu mir: „Du weißt nicht, was du sagst. Verne dich verstehen — und du wirst glücklich sein, und viele glücklich machen.“

Vierte Erinnerung.

— < —

Jedes Leben hat seine Jahre, während welcher man wie auf einer staubigen einförmigen Pappelallee vorwärts geht, ohne zu wissen, wo man ist, und von denen in der Erinnerung nichts übrigbleibt als das traurige Gefühl, daß man weitergekommen und älter geworden. Solange der Fluß des Lebens ruhig hinläuft, so bleibt er derselbe Fluß, und nur die Landschaft an beiden Ufern scheint zu wechseln. Dann kommen aber die Wasserfälle des Lebens. Die bleiben in der Erinnerung haften, und auch wenn wir schon weit über sie hinaus sind und dem stillen Meere der Ewigkeit näher und näher rücken, so ist es doch, als hörten wir von fern noch ihr Rauschen und Toben; ja wir fühlen, daß die Kraft des Lebens,

die uns bleibt und uns vorwärts treibt, noch immer von jenen Wasserfällen her ihre Quelle und Nahrung zieht.

Die Schulzeit war vorüber, und die ersten Flitterjahre des Universitätslebens waren vorüber — und manche schöne Nebensträume waren auch vorüber — aber eins war geblieben: Glaube an Gott und an die Menschen. Das Leben war wol anders, als man es sich in seinem kleinen Gehirn gedacht hatte; aber dafür hatte auch alles eine höhere Weihe erhalten, und gerade das Unbegreifliche und Schmerzliche im Leben war mir zum Beweis der Allgegenwart des Göttlichen im Irdischen geworden. „Es widerfährt dir nicht das Geringste, es sei denn daß Gott es wolle“, das war die kurze Lebensweisheit, die ich mir gesammelt hatte.

Nun kam ich während der Sommerferien wieder in meine kleine Vaterstadt. Was für eine Freude doch das Wiedersehen ist! Das hat noch keiner erflärt, aber das Wiedersehen, das Wiederfinden, das Sicherinnern, ist das Geheimniß fast von allen Freu-

den und von allem Genuß. Was man zum ersten mal sieht, oder hört, oder schmeckt, das mag schön und groß und angenehm sein; aber es ist zu neu, es überrascht uns, man hat noch keine Ruhe dabei, und die Anstrengung des Genusses ist größer als der Genuß selbst. Aber so ein altes Musikstück nach vielen Jahren einmal wieder zu hören, wo man jede Note vergessen zu haben glaubt, und doch, sowie sie kommt, sie wie einen alten Bekannten grüßt — oder nach Jahren einmal wieder vor der Madonna di San Sisto in Dresden stehen und dann alle die Gefühle erwachen zu lassen, welche der unendliche Blick des Kindes Jahr nach Jahr in uns erweckt hatte — oder selbst eine Blume wieder zu riechen, oder ein Gericht wieder zu kosten, an welche man seit der Schulzeit nie wieder gedacht hatte, das macht einem eine so innerliche Freude, daß man nicht weiß, ob man sich mehr über den gegenwärtigen Eindruck oder über die alte Erinnerung freut. Und nun trete man nach langen Jahren einmal wieder in seine Vaterstadt, ja, da schwimmt ja die Seele unbewußt in einem Meere

von Erinnerungen, und die tanzenden Wellen schaukeln sie träumend vorüber bei den Ufern längstvergangener Zeiten. Die Thurmuhr schlägt und man fühlt, als ob man zu spät sei für die Schule, und erholt sich dann von dem Schreck, und freut sich, daß die Angst vorüber ist. Ein Hund läuft über die Straße — das ist derselbe Hund, dem man vor Zeiten so weit aus dem Wege gegangen ist. Hier sitzt die alte Höckerin, deren Äpfel uns sonst in Versuchung führten, und noch jetzt, trotz allen Staubes, der auf ihnen liegt, glaubt man, sie müßten besser schmecken als alle Äpfel der Welt. Dort hat man ein Haus weggerissen und ein neues gebaut — das war das Haus, wo unser alter Musiklehrer wohnte; der ist gestorben, — und doch wie schön war es, wenn wir hier am Sommerabend unter dem Fenster standen und zuhörten, wie die treue Seele, wenn die Stunden des Tags vorüber waren, sich etwas zugute that und phantasirte und wie eine Dampfmaschine alle den überflüssigen und den Tag über angesammelten Dampftobend und brausend von sich ließ. Und hier in

diesem kleinen Laubengang — und er schien damals soviel größer — hier war es, als ich eines Abends spät nach Hause kam, da traf ich die schöne Tochter unsers Nachbarn. Ja, die hätte ich damals nie anzusehen oder anzureden gewagt; aber wir Jungen in der Schule sprachen gar oft von ihr und nannten sie das schöne Mädchen, und wenn ich sie von weitem auf der Straße kommen sah, so war ich so selig, daß ich gar nicht daran denken konnte, ihr jemals nahe zu treten. Ja, und hier in diesem kleinen Laubengang, der nach dem Kirchhof führt, hier traf ich sie eines Abends, und sie nahm mich beim Arm, obgleich wir doch nie vorher zusammen gesprochen hatten, und sagte, sie wollte mit mir nach Hause gehen. Ich glaube, ich habe den ganzen Weg kein einziges Wort gesprochen, und sie wol auch nicht; aber ich war so glücklich, daß selbst jetzt nach vielen Jahren, wenn ich daran denke, so möchte ich, die Zeit wäre wieder da, und man könnte wieder einmal so schweigend und selig mit „dem schönen Mädchen“ nach Hause gehen.

Und so kommt eine Erinnerung nach der andern, bis uns die Wellen über dem Kopfe zusammenschlagen und ein langer Seufzer aus der Brust dringt, der uns mahnt, daß wir vor lauter Denken selbst das Athmen vergessen haben. Dann schwindet auf einmal die ganze Traumwelt wie auferstandene Schatten beim Krähen des Hahns.

Wie ich nun bei dem alten Schlosse vorüberkam, und bei den Lindenbäumen, und sah die Schildwachen auf ihren Pferden, und die hohe Treppe — was stiegen da für Erinnerungen in der Seele empor — und wie hatte sich hier alles verändert! Schon seit vielen Jahren war ich nicht mehr auf dem Schlosse gewesen. Die Fürstin war gestorben, der Fürst hatte die Regierung aufgegeben und sich nach Italien zurückgezogen, der älteste Prinz, mit dem ich herangewachsen, war Regent geworden. Seine Umgebung bestand aus jungen Edelleuten und Offizieren, deren Unterhaltung ihm lieb war und deren Gesellschaft seinen frühern Spielgenossen ihm bald entfremdet hatte. Andere Umstände traten dazu, um unsere

Jugendfreundschaft zu lockern. Wie jeder junge Mann, der zuerst die Gebrechen des deutschen Volkslebens und die Verbrechen der deutschen Regierungen erkennt, hatte ich bald einige Phrasen der liberalen Partei mir angeeignet, und diese klangen bei Hofe ungefähr wie unanständige Ausdrücke in einer ehrbaren Predigerfamilie. Kurz, seit vielen Jahren war ich die Treppe nicht mehr hinaufgestiegen. Und doch wohnte in dem Schlosse ein Weib, dessen Namen ich fast täglich nannte und dessen Andenken mir fast unaufhörlich gegenwärtig war. Ich hatte mich schon lange an den Gedanken gewöhnt, daß ich sie in diesem Leben nie wiedersehen werde, ja, sie war mir zu einer Gestalt herangewachsen, von der ich wußte, daß sie in der Wirklichkeit nicht bestehe und nicht bestehen könne. Sie war mein guter Engel geworden — mein anderes Ich, zu dem ich sprach, anstatt mit mir selbst zu sprechen. Wie sie dazu gekommen war, das konnte ich mir selbst nicht erklären, denn ich kannte sie fast gar nicht, und nur wie das Auge zuweilen die Wolken in Gestalten verwandelt, so fühlte

ich, hatte meine Einbildung diese duftige Erscheinung am Himmel meiner Kindheit hervorgezaubert, und aus den leise angedeuteten Linien der Wirklichkeit ein vollständiges Bild der Phantasie herausgelesen. Mein ganzes Denken war unwillkürlich zu einem Zwiegespräch mit ihr geworden, und alles was gut in mir war, alles wonach ich strebte, alles woran ich glaubte, mein ganzes besseres Ich, das gehörte ihr, das gab ich ihr, das kam aus ihrem Munde, aus dem Munde meines guten Engels.

Stamm war ich einige Tage im älterlichen Hause gewesen, so erhielt ich eines Morgens einen Brief. Er war englisch geschrieben und kam von der Gräfin Maria.

Dear Friend,

I hear you are with us for a short time. We have not met for many years, and if it is agreeable to you, I should like to see an old friend again. You will find me alone this afternoon in the Swiss Cottage.

Yours sincerely,

Maria.

Ich schrieb augenblicklich zurück, ebenfalls englisch, daß ich nachmittags meine Aufwartung machen würde.

Das Schweizerhaus bildete einen Flügel des Schlosses, der nach dem Garten hinauslag und wohin man gelangen konnte, ohne durch den Schloßhof zu gehen. Es war fünf Uhr, als ich durch den Garten ging und mich dem Hause näherte. Ich kämpfte alle Gefühle nieder und bereitete mich auf eine förmliche Unterhaltung vor. Ich suchte meinen guten Engel in mir zu beruhigen und ihm zu beweisen, daß diese Dame gar nichts mit ihm zu thun habe. Und doch fühlte ich mich recht unbehaglich, und auch mein guter Engel wollte mir keinen Muth zusprechen. Endlich faßte ich mir ein Herz, murmelte etwas vor mir hin von der Maskerade des Lebens und klopfte an die Thür, die halb offen stand.

Es war niemand im Zimmer, als eine Dame, die ich nicht kannte, und die mich ebenfalls englisch anredete und mir sagte, die Gräfin werde augenblicklich hier sein. Dann ging sie, und ich war allein und hatte Zeit mich umzusehen.

Die Wände des Zimmers waren von Eichenholz, und ringsherum lief ein geflochtenes Gitter, an dem sich ein voller breitblättriger Ephen um das ganze Zimmer herumschlang. Die Tische und Stühle waren alle von Eichenholz und geschnitz. Der Fußboden war getäfeltes Holzwerk. Es machte einen eigenen Eindruck, soviel Bekanntes in diesem Zimmer zu sehen. Manche Sachen waren mir aus unserm alten Spielzimmer auf dem Schlosse bekannt, aber andere, namentlich die Bilder, waren neu, und doch waren es dieselben Bilder, die ich selbst auf der Universität in meinem Zimmer hatte. Da hingen über dem Flügel die Bilder von Beethoven, von Händel und Mendelssohn — gerade dieselben, die ich mir gewählt hatte. In einer Ecke sah ich die Venus von Milo, die ich immer für die schönste Statue des Alterthums gehalten. Hier auf dem Tische lagen Bände von Dante, von Shakespeare, Tauter's Predigten, die „Deutsche Theologie“, Rückert's Gedichte, Tennyson und Burns, Carlyle's „Past and Present“ — lauter Bücher, die in meiner Stube lagen, und die ich erst vor kurzem alle in meinen

Händen gehabt hatte. Ich fing an, nachdenklich zu werden, doch schüttelte ich meine Gedanken wieder ab, und stand eben vor dem Bilde der verstorbenen Fürstin, als die Thür sich öffnete — und zwei Träger, dieselben, die ich als Kind so oft gesehen, brachten die Gräfin auf ihrem Ruhebette in das Zimmer.

Welch eine Erscheinung! — Sie sagte nichts, und ihr Gesicht war ruhig wie ein See, bis die Träger das Zimmer verlassen hatten. Dann wandten sich ihre Augen zu mir — die alten tiefen, unerforschlichen Augen —, ihr Gesicht wurde lebendiger mit jedem Augenblick, und endlich lächelte ihr ganzes Antlitz, und sie sagte:

„Wir sind alte Freunde — ich glaube, wir haben uns nicht verändert — ich kann nicht Sie sagen — und wenn ich nicht Du sagen darf, so müssen wir englisch sprechen. Do you understand me?“

Auf diesen Empfang war ich nicht gefaßt, doch ich sah, hier war kein Maskenball — hier war eine Seele, die sich nach einer Seele sehnte — hier war ein Grinsen, wie wenn zwei Freunde sich trotz ihrer

Verkleidung, trotz ihrer schwarzen Maske, am bloßen Blick des Auges erkennen — ich ergriff ihre Hand, die sie mir entgegenstreckte, und sagte: „Wenn man zu den Engeln spricht, so kann man nicht Sie sagen.“

Und doch wie eigen ist die Gewalt der Formen und Gewohnheiten des Lebens, wie schwer ist es, selbst mit den verwandtesten Seelen die Sprache der Natur zu reden! Die Unterhaltung stockte, und wir fühlten beide die Verlegenheit des Augenblicks. Ich brach das Stillschweigen und sagte was mir eben durch den Kopf ging: „Die Menschen werden von Jugend auf daran gewöhnt, in einem Käfig zu leben, und selbst wenn sie in freier Luft sind, wagen sie nicht, ihre Flügel zu regen, und fürchten, daß sie überall anstoßen müßten, wenn sie auffliegen würden.“

„Ja“, sagte sie, „und das ist auch recht gut und kann nicht anders sein. Man wünscht wol manchmal, daß man leben könne wie die Vögel, die im Walde fliegen, und auf den Zweigen sich treffen, und zusammen singen, ohne daß sie einander vorgestellt worden sind. Aber mein Freund, es gibt

unter den Vögeln auch Eulen und Sperlinge, und es ist gut, daß man im Leben bei ihnen vorbeigehen kann, als ob man sie nicht kenne. Ja es ist im Leben vielleicht wie in der Poesie, und, wie der wahre Dichter das Schönste und Wahrste in gebundener Form zu sagen weiß, so sollte auch der Mensch die Freiheit der Gedanken und Gefühle trotz der Ketten der Gesellschaft zu bewahren wissen.“

Ich konnte nicht umhin, an Platen zu erinnern:

Dem was an allen Orten
Als ewig sich erweist,
Das ist in gebundenen Worten,
Ein ungebundener Geist.

„Ja“, sagte sie, mit einem freundlichen und fast schelmischen Lächeln, „ich habe aber ein Privilegium, das ist mein Leiden und meine Einsamkeit; und ich bedauere oft die jungen Mädchen und die jungen Männer, daß sie keine Freundschaft und Vertraulichkeit miteinander haben können, ohne daß sie, oder ihre Verwandten für sie, an Liebe oder was man so Liebe nennt, denken müssen. Dadurch geht ihnen viel ver-

loren. Die Mädchen wissen nicht, was in ihrer Seele schlummert, und was da geweckt werden könnte durch ernstern Zuspruch eines edeln Freundes, und die jungen Männer würden so manche ritterliche Tugend wiedergewinnen, wenn die Frauen die fernern Zuschauer der innern Kämpfe ihres Geistes sein dürften. Doch das geht nicht, denn da kommt immer die Liebe ins Spiel, oder was man so Liebe nennt — das schnelle Schlagen des Herzens, das stürmische Wogen der Hoffnung, die Freude an einem hübschen Gesicht — die süße Empfindsamkeit — vielleicht auch die kluge Berechnung — kurz eben alles, was jene Meeressille stört, die wol das wahre Bild reiner menschlicher Liebe ist.“

Da unterbrach sie sich plötzlich, und ein schmerzhafter Ausdruck flog über ihr Gesicht. „Ich darf heute nicht mehr sprechen“, sagte sie, „mein Arzt will es nicht. Ich möchte ein Lied von Mendelssohn hören — das Duett — das konnte mein junger Freund vor vielen Jahren spielen. Nicht wahr?“

Ich hatte nichts zu sagen, denn als sie eben

aufhörte zu sprechen und ihre Hände wie sonst faltete, da sah ich an ihrer Hand einen Ring — sie trug ihn am kleinen Finger — es war der Ring, den sie mir und den ich ihr gegeben hatte. Der Gedanken waren zu viele, um Worte zu finden, und ich setzte mich an das Klavier und spielte.

Als ich fertig war, drehte ich mich um, und sah sie an und sagte: „Wenn man doch so in Tönen und ohne Worte sprechen könnte.“

„Das kann man“, sagte sie. „Ich habe alles verstanden. Für heute aber kann ich nicht mehr — denn ich werde mit jedem Tage schwächer. Nun, wir müssen uns aneinander gewöhnen, und eine arme, franke Einsiedlerin darf wol auf Nachsicht rechnen. Wir treffen uns morgen Abend um dieselbe Zeit. Nicht wahr?“

Ich ergriff ihre Hand und wollte sie küssen. Aber sie hielt meine Hand fest und drückte sie und sagte: „So ist's recht. Good bye!“

Fünfte Erinnerung.

Mit was für Gedanken und Gefühlen ich nach Hause ging, das wäre schwer zu sagen. Die Seele läßt sich nun einmal nicht ganz in Worte übersetzen, und es gibt „Gedanken ohne Worte“, die jeder Mensch sich vorspielt in den Augenblicken der größten Freude und des größten Schmerzes. Ich fühlte weder Freude noch Schmerz — ich fühlte nichts als ein unaussprechliches Erstannen. In meinem Innern flogen die Gedanken wie Sternschnuppen, die vom Himmel auf die Erde wollen, aber alle verlöschen, ehe sie ihr Ziel erreichen. Wie man zuweilen im Traume sich sagt, du träumst, so sagte ich zu mir, du lebst — sie ist's. — Und dann versuchte ich wieder besonnen und ruhig zu

sein, und sagte mir, sie ist eine liebenswürdige Erscheinung, ein recht außergewöhnliches Gemüth — ich fing auch an, sie zu bedauern; und dann malte ich mir die angenehmen Abende aus, die ich während der Ferien dort zubringen würde. Aber nein, nein — so war es nicht gemeint — sie ist ja alles, was ich gesucht, gedacht, gehofft, geglaubt hatte. — Hier war ja endlich eine Menschenseele — so klar und frisch wie ein Frühlingmorgen. — Ich hatte ja auf den ersten Blick alles gesehen, was sie war und was in ihr lag — wir hatten uns begrüßt und erkannt. Und mein guter Engel in mir! — — — Der antwortete mir nicht mehr, der war hinweg, und ich fühlte, daß es nur einen Ort auf Erden gab, wo ich ihn wiederfinden könnte!

Jetzt fing ein schönes Leben an, denn jeden Abend war ich bei ihr, und bald fühlten wir, daß wir wirklich alte Bekannte waren, und daß wir uns gar nicht anders nennen konnten als Du. War es doch, als hätten wir immer beieinander und mit einander gelebt, denn es war kein Gefühl, das sie

anschlug, und das nicht schon in meiner Seele ge-
 tönt hatte, und kein Gedanke, den ich aussprach, zu
 dem sie nicht freundlich nickte, als um zu sagen, so
 dachte ich auch. Ich hatte früher einmal den größten
 Meister unserer Zeit mit seiner Schwester zusammen
 auf dem Klavier phantasiren hören, und konnte kaum
 begreifen, wie zwei Menschen sich so verstehen, sich
 so fühlen konnten, um ihren Gedanken freien Lauf zu
 lassen und doch nie, auch nur mit einer Note, die
 Harmonie ihres Spiels zu stören. Jetzt wurde es
 mir begreiflich. Ja, jetzt fand ich erst, daß auch
 mein Inneres nicht so arm und leer war, wie es mir
 immer geschienen, und es war als habe nur die
 Sonne gefehlt, um alle die Keime und Blüten dort
 ans Licht zu rufen. Und doch was für ein weh-
 müthiger Frühling war es, der durch meine und ihre
 Seele flog! Wir vergessen im Mai, daß die Rosen
 so bald verwelken; aber hier mahnte jeder Abend,
 daß ein Blatt nach dem andern zur Erde fiel. Sie
 fühlte es eher als ich und sprach es aus, ohne daß
 es ihr Schmerz zu machen schien, und unsere Unter-

haltungen wurden mit jedem Tage ernster und feierlicher.

„Ich glaubte nicht“, sagte sie eines Abends, als ich im Begriff war fortzugehen, „daß ich so alt werden würde. Als ich dir den Ring gab am Tage meiner Confirmation, da dachte ich, ich würde bald von euch Abschied nehmen müssen. Und nun habe ich noch so viele Jahre gelebt und so viel Schönes genossen — auch wol Manches gelitten — doch das vergißt man — und jetzt, wo ich fühle, daß der Abschied nahe ist, da wird mir jede Stunde, jede Minute so werth. — Gute Nacht. — Du mußt morgen nicht zu spät kommen.“

Eines Tags, als ich in ihr Zimmer trat, traf ich einen italienischen Maler bei ihr. Sie sprach italienisch mit ihm, und obgleich er offenbar mehr Handwerker als Künstler war, so sprach sie doch zu ihm mit einer Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit, ja mit einer Ehrerbietung, daß man sogleich in ihr den wahren Adel der Geburt, den Adel der Seele erkannte. Als der Maler fort war, sagte sie zu mir:

„Nun will ich dir ein Bild zeigen, das wird dir Freude machen. Das Original ist in der Galerie zu Paris. Ich las eine Beschreibung davon und habe es mir von dem Italiener copiren lassen.“ Sie zeigte mir das Bild und wartete, was ich sagen würde. Es war das Bild eines Mannes von mittlern Alter, in altdeutscher Tracht. Der Ausdruck war träumerisch und ergeben, und dabei so wahr, daß man nicht zweifeln konnte, daß der Mann einmal gelebt hatte. Der ganze Ton des Bildes im Vordergrunde war dunkel und bräunlich; aber im Hintergrunde war eine Landschaft, und am Horizont zeigte sich der erste Schein eines heranziehenden Morgens. Ich konnte nichts in dem Bilde entdecken, und doch machte es einen befriedigenden Eindruck, und man hätte stundenlang mit den Augen darauf verweilen können. „Es geht doch nichts über ein wirkliches Menschengeſicht“, ſagte ich, „und ſelbſt ein Rafaël hätte ſo etwas nicht erfinden können.“

„Nein“, ſagte ſie. „Nun will ich dir aber ſagen, weshalb ich das Bild haben wollte. Ich las,

daß niemand den Maler kenne, auch niemand wisse, wen das Bild vorstelle. Es sei aber wahrscheinlich ein Philosoph des Mittelalters. Ein solches Bild brauchte ich nun gerade für meine Galerie. Denn du weißt, daß niemand den Verfasser der «Deutschen Theologie» kennt, und daß wir also kein Bild von ihm haben. Da wollte ich versuchen, ob das Bild eines Unbekannten von einem Unbekannten für unsern deutschen Theologen passe, und, wenn du nichts dagegen hast, so hängen wir es hier auf zwischen den «Albigensern» und dem «Reichstag zu Worms», und nennen es den «Deutschen Theologen».“

„Gut“, sagte ich; „es ist nur etwas zu kräftig und männlich für den Frankfurter.“

„Das mag wol sein“, erwiderte sie. „Aber für ein leidendes und sterbendes Leben wie das meinige ist doch viel Trost und Kraft aus seinem Buche zu schöpfen. Ich verdanke ihm viel, denn es brachte mir zuerst das wahre Geheimniß der christlichen Lehre in seiner ganzen Einfachheit entgegen. Ich fühlte, es stand mir frei, dem alten Lehrer, wer

es auch immer gewesen sei, zu glauben oder nicht, denn seine Lehre hatte keinen äußern Zwang für mich; und dennoch ergriff sie mich mit einer solchen Macht, daß es mir schien, als wisse ich zum ersten mal, was Offenbarung sei. Und das ist es gerade, was so vielen den Eintritt in das wahre Christenthum verschließt, daß uns seine Lehre als Offenbarung entgegentritt, ehe die Offenbarung noch in uns selbst stattgefunden hat. Das hat mir oft viel Unruhe gemacht. Nicht als ob ich je an der Wahrheit und Göttlichkeit unserer Religion gezweifelt hätte; aber ich fühlte, ich hatte kein Recht auf einen Glauben, den mir andere geschenkt hatten, und als gehörte mir das nicht an, was ich, ohne es zu verstehen, als Kind gelernt und empfangen hatte. Es kann ja doch niemand für uns glauben, so wenig als jemand für uns leben und sterben kann.“

„Gewiß“, sagte ich, „liegt darin der Grund von vielen heißen und schweren Kämpfen, daß die Lehre Christi, anstatt unser Herz langsam und unwiderstehlich zu gewinnen, wie sie die Herzen der

Apostel und der ersten Christen gewann, uns von frühester Kindheit an als das unantastbare Gesetz einer mächtigen Kirche entgegentritt, und unbedingte Unterwürfigkeit, die man Glauben nennt, von uns fordert. Zweifel erheben sich früher oder später in der Brust eines jeden, der Kraft zum Denken und Ehrfurcht vor der Wahrheit hat, und dann, während wir eben auf dem rechten Wege sind, um unsern Glauben zu erobern, erheben sich in uns die Schreckenisse des Zweifels und des Unglaubens, und stören die ruhige Entfaltung des neuen Lebens.“

„Ich las neulich“, fiel sie ein, „in einem englischen Buche, daß Wahrheit Offenbarung mache, nicht Offenbarung Wahrheit. Und dies drückte vollkommen aus, was ich beim Lesen der „Deutschen Theologie“ empfand. Ich las das Buch, und ich fühlte die Kraft seiner Wahrheit so überwältigend, daß ich mich hingeben mußte. Die Wahrheit wurde mir offenbar, nein, ich selbst wurde mir offenbar, und ich fühlte zum ersten mal, was es heißt, zu glauben. Die Wahrheit gehörte mir, sie hatte lange

in meinem Innern geruht; aber es war das Wort des unbekanntem Lehrers, welches wie ein Licht in mich hineindrang, meinen innern Blick erleuchtete und mir das dunkel Geahnte in voller Klarheit vor die Seele brachte. Und als ich einmal gefühlt hatte, wie die menschliche Seele glauben kann, da nahm ich mir vor, die Evangelien zu lesen, als ob sie auch von einem unbekanntem Manne geschrieben wären. Ich verbannte so gut ich konnte die Gedanken, daß sie vom Heiligen Geist den Aposteln auf wunderbare Weise eingehaucht, von Concilien bestätigt, von der Kirche als höchste Autorität des allein seligmachenden Glaubens anerkannt seien — und da erst lernte ich verstehen, was christlicher Glaube und was christliche Offenbarung sei.“

„Es ist zu bewundern“, sagte ich, „daß uns die Theologen noch nicht um alle Religion gebracht haben; und sie werden es, wenn ihnen die Gläubigen nicht ernst entgegenreten und sagen: «Bis hierher, aber nicht weiter.» Jede Kirche muß ihre Diener haben, aber es hat noch keine Religion in der Welt

gegeben, welche die Priester, die Brahmanen oder Schamanen, die Bonzen oder die Lamas, die Pharisäer oder die Schriftgelehrten, nicht verderbt und vernichtet haben. Da zanken sie und streiten in einer Sprache, die neun Zehnteln ihrer Gemeinde unverständlich ist, und anstatt sich vom Evangelium begeistern zu lassen und andere mit ihrer Begeisterung zu begeistern, setzen sie lange Beweise zusammen, wie die Evangelien wahr sein müssen, weil sie von inspirirten Männern verfaßt seien. Aber dies ist nur ein Nothbehelf für ihren eigenen Unglauben. Und woher wissen sie denn, daß diese Männer auf wunderbare Weise inspirirt waren, ohne sich selbst eine noch weit wunderbarere Inspiration zuzuschreiben? Deshalb dehnt man dann auch die Gabe der Inspiration auf die Väter der Kirche aus, ja man schreibt sie selbst denen zu, welche die Majorität bei den Beschlüssen der Concilien bildeten; und da dann doch wieder die Frage eintritt: woher wissen wir, daß unter 50 Bischöfen 26 inspirirt und 24 nicht inspirirt waren, so macht man endlich den letzten ver-

zweifeln Schritt und sagt, daß durch das Hände auflegen die Inspiration und Unfehlbarkeit den Häuptern der Kirche bis auf den heutigen Tag imwohne, sodaß Infallibilität, Majorität und Inspiration alle innere Ueberzeugung, alles Hingeben, alles gläubige Schauen überflüssig machen. Doch trotz aller dieser Zwischenglieder kehrt uns die erste Frage in aller Einfachheit zurück: wie kann B wissen, das A inspirirt sei, wenn B nicht ebenso oder noch mehr inspirirt ist als A? Denn es gehört mehr dazu, zu wissen, daß A inspirirt sei, als selbst inspirirt zu sein.“

„So klar habe ich es selbst nicht gefaßt“, sagte sie. „Aber ich fühlte oft, wie schwer es sein müsse, zu wissen, ob jemand liebe, da es kein Zeichen der Liebe gibt, das nicht verfälscht werden könnte. Und dann meinte ich, daß niemand es wissen könne, außer wer selbst die Liebe kenne, und daß er auch nur so weit an die Liebe anderer glauben werde, als er an seine eigene Liebe glaubt. Und wie mit der Gabe der Liebe, so ist es wol auch mit der Gabe des

Heiligen Geistes. Die, auf welche er sich setzt, die hören ein Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes, und sehen die Zungen zertheilt als wären sie feurig. Die andern aber entsetzen sich und werden irre, oder haben ihren Spott und sprechen: « Sie sind voll süßen Weines. »

„Doch, wie ich dir sagte, es ist die « Deutsche Theologie », der ich es verdanke, daß ich an meinen Glauben glauben lernte, und was vielen wie ein Mangel erscheinen wird, das stärkte mich am meisten, nämlich daß der alte Meister nie daran denkt, seine Sätze streng zu beweisen, sondern sie austreut wie ein Säemann, in der Hoffnung, daß etliche Körner auf gutes Land fallen werden und Frucht tragen tausendfältig. So hat auch unser göttlicher Meister seine Lehre nie zu beweisen gesucht, denn das volle Bewußtsein der Wahrheit verschmäht die Form des Beweises.“

„Ja“, unterbrach ich sie, — denn ich konnte nicht umhin, an die wunderbare Beweistette von Spinoza's „Ethik“ zu denken; — „und so gibt mir

die Aengstlichkeit der Beweisführung bei Spinoza den Eindruck, als habe dieser scharfe Denker doch nicht mit ganzem Herzen an seine eigene Lehre glauben können, und als habe er gerade deshalb das Bedürfniß gefühlt, jede Masche des Netzes so sorgsam zu verfestigen. — Doch“, fuhr ich fort, „ich muß gestehen, daß ich die große Bewunderung für die „Deutsche Theologie“ nicht theile, obgleich auch ich dem Buche manchen Anstoß verdanke. Aber es fehlt mir in ihm das Menschliche und Poetische, und überhaupt das warme Gefühl und die Ehrfurcht für das Wirkliche. Die ganze Mystik des 14. Jahrhunderts ist heilsam als eine Vorbereitung, aber sie erreichte ihre Lösung erst in der gotteseligen und gottesmuthigen Rückkehr in das wirkliche Leben, wie wir dies bei Luther finden. Der Mensch muß einmal im Leben seine Nichtigkeit erkennen, er muß fühlen, daß er von sich selbst nichts ist, daß seine Wesenheit, sein Anfang, sein ewiges Leben in einem Ueberirdischen und Unbegreiflichen wurzelt. Das ist die Rückkehr zu Gott, die zwar auf Erden nie zum

Ziele führt, aber doch in der Seele ein göttliches Heimweh zurückläßt, das nie wieder aufhört. Aufheben aber, wie die Mystiker es wollen, kann der Mensch die Schöpfung nicht. Obgleich aus nichts, d. h. allein durch und aus Gott geschaffen, kann er sich nicht durch eigene Macht in dieses Nichts zurückschaffen, und die Selbstvernichtung, von der auch Tauler so oft spricht, ist kaum besser als das Nirvāna, oder das Verwehen der menschlichen Seele, bei den Buddhisten. So sagt Tauler, «daß, wenn er vor großer Ehrfurcht und Liebe gegen das höchste Wesen in ein Nichtwesen kommen möchte, so wollte er gern vor seiner Hoheit versinken in den tiefsten Abgrund». Aber dies Vernichten des Geschöpfes war nicht der Wille des Schöpfers, denn er schuf es. «Gott verwandelt sich in den Menschen», sagt Augustin, «nicht der Mensch in Gott.» Und so sollte die Mystik nur eine Feuerprobe sein, welche die menschliche Seele stählt, nicht aber sie verdampft wie kochendes Wasser im Kessel. Wer die Wichtigkeit des Selbst erkannt hat, der sollte doch dieses

Selbst als einen Abschein des wirklich Göttlichen erkennen. Die «Deutsche Theologie» sagt:

«Was nu ùs gestlossen ist, das ist nicht wär wesen, und hât kein wesen anders dan in dem volkomen, sunder es ist ein zufal oder ein glast und ein schin, der nicht wesen ist oder nicht wesen hât anders, dan in dem sewer, dà der glast ùs flüset, als in der sunnen oder in einem lichte.»

„Aber was aus dem Göttlichen fließt, sei es auch nur wie ein Schein des Feuers, das hat doch göttliche Wirklichkeit in sich, und man möchte fast sagen, was wäre das Feuer ohne Schein, oder die Sonne ohne Licht, oder der Schöpfer ohne Geschöpf? Doch dies sind Fragen, von denen es sehr wahr heißt:

«Welch mensche und welche creatür begert zu ersaren und zu wissen den heimlichen rat und willen gottes, der begert nicht anders denne als Adam tet und der böse geist.»

„Darum sollte es uns genug sein, uns als Abschein des Göttlichen zu fühlen und zu scheinen bis

wir werden. Das göttliche Licht, das uns durchleuchtet, soll keiner unter den Scheffel stellen oder auslöschen, sondern er soll es ausstrahlen lassen, damit es alles ringsumher erleuchte und erwärme. Dann fühlt man ein lebendiges Feuer in den Adern und eine höhere Weihe zum Lebenskampf. Selbst die kleinsten Pflichten erinnern uns an Gott, das Irdische wird zum Göttlichen, das Zeitliche zum Ewigen, und unser ganzes Leben ein Leben in Gott. Gott ist nicht ewige Ruhe, Gott ist ewiges Leben, und dies vergißt Angelus Silesius, wenn er sagt: Gott ist ohne Willen.

Wir beten: «Es gescheh' mein Herr und Gott dein Wille»,
Und sieh, er hat nicht Will', er ist ein' ew'ge Stille.“

Sie hörte mir gelassen zu, und nach einigem Nachdenken sagte sie: „Zu deinem Glauben gehört Gesundheit und Kraft; es gibt aber auch lebensmüde Seelen, die sich nach Ruhe und Schlaf sehnen, die sich so allein fühlen, daß, auch wenn sie in Gott entschlafen, sie die Welt so wenig vermissen, als die Welt sie vermißt. Ihnen ist es ein Vorgefühl der

göttlichen Ruhe, wenn sie schon jetzt sich ganz in das Göttliche versenken können, und sie können es, weil kein Band sie an die Welt festknüpft, und kein Wunsch ihr Herz beunruhigt als der Wunsch nach Ruhe.

Ruh' ist das höchste Gut, und wäre Gott nicht Ruh',
Ich schloße vor ihm selbst mein' Augen beide zu.

„Du thust aber auch dem deutschen Theologen unrecht. Er lehrt zwar die Nichtigkeit des äußern Lebens, aber er will es doch nicht vernichtet sehen. Lies mir doch das achtundzwanzigste Kapitel vor.“

Ich nahm das Buch und las, während sie die Augen schloß und zuhörte:

„Und wä die voreinunge geschicht in der währheit und wesentlich wirt, dä stët vorbass der inner mensche in der einung unbeweglich und got læst den üßern menschen her und dar bewegt werden von diesem zu dem. Das müß und sol sin und geschehen, dafs der üßer mensche spricht und es ouch in der wärheit also ist, «ich wil weder sin noch nit sin, weder leben oder sterben, wissen

oder nicht wissen, thun oder lassen, und alles das diesem gleich ist, sunder alles, das da muß und sol sin und geschehen, da bin ich bereit und gehorsam zu, es si in lidender wise oder in tuender wise». Und alsoe hat der ússer mensch kein warumb oder gesúch, sunder alleine dem ewigen willen genúk zu sin. Wan das wirt bekannt in der wáreheit, das der inner mensche stén sol unbeweglich und der ússer mensch muß und sol bewegt werden, und hat der inner mensch in seiner beweglichkeit ein warumb, das ist anders nichts dann ein muß- und sol-sin, geordnet von dem ewigen willen. Und wá got selber der mensch wére oder ist, da ist es alsò. Das merket man wol in Kristò. Auch wá das in götlichem und ús götlichem liechte ist, da ist nit geistliche hóchfart noch unachtsame freiheit oder frie gemúte, sunder ein gruntlose demütigkeit und ein nider geschlagen und ein gesunken betrúbel gemút, und alle ordentlichkeit und redeligkeit, gleichheit und wáreheit, friede und genúgsamkeit, und alles das, das allen tugenden

zu gehört, das müß da sein. Wä es anders ist, da ist im nit recht, als vor gesprochen ist. Wan recht als dises oder das zu diser einung nit gehelfen oder gedienen kan, alsò ist ouch nìchtes, das es geirren oder gehindern mag, denn alleine der mensch mit sinem eigen willen, der lüt im disen größsen schaden. Das sol man wissen.“

„Dies ist genug“, jagte sie, „und ich glaube, wir verstehen uns jetzt. In einem andern Orte sagt unser unbekannter Freund noch deutlicher, daß kein Mensch vor dem Tode unbeweglich wird, und daß der vergottete Mensch sei wie eine Hand Gottes, die thue nichts von sich selbst, außer was Gott wolle; oder wie ein Haus, in dem Gott wohne. — Und ein gottbegeßener Mensch fühlt das recht wohl, aber er spricht nicht davon, sondern bewahrt sein Leben in Gott wie ein Geheimniß der Liebe. Mir ist's oft zu Muthe wie jener Silberpappel vor meinem Fenster. Die ist jetzt am Abend ganz still, und kein Blatt zittert und regt sich. Aber auch wenn der Morgenwind jedes Blatt wiegt und schaukelt, so steht

der Stamm mit seinen Aesten doch still und unbeweglich, und wenn der Herbst kommt, so fällt alles Laub, was einst zitterte, zur Erde und verwelkt; aber der Stamm harret eines neuen Frühlings.“

Sie hatte sich so tief in diese Welt hineingelebt, daß ich sie nicht darin stören wollte. Hatte ich mich doch selbst nur mit Mühe aus dem Zauberkreise dieser Gedanken herausgerissen und wußte kaum, ob sie nicht das rechte Theil erwählt hatte, das nicht von ihr genommen werden kann, während wir viel Sorge und Mühe haben.

So brachte jeder Abend sein neues Gespräch, und mit jedem Abend öffnete sich mir ein neuer Blick in dieses unabsehbare Gemüth. Sie hatte kein Geheimniß vor mir; ihr Sprechen war nichts als lautes Denken und Fühlen, und was sie sagte, mußte alles schon jahrelang bei ihr gelebt haben, denn sie schüttete ihre Gedanken aus, sorglos wie ein Kind, das sich den ganzen Schoß voll Blumen gepfückt hat und sie dann alle auf den Rasen hinwirft. Ich selbst konnte meine Seele ihr nicht so öffnen

wie sie die ihrige, und das drückte und quälte mich. — Und doch, wie wenige können bei diesem unaufhörlichen Truge, welchen die Gesellschaft uns auferlegt, welchen sie Sitte, Artigkeit, Rücksicht, Klugheit, Lebensweisheit nennt, und womit sie unser ganzes Leben zu einem Maskenball macht, wie wenige können, selbst wenn sie wollen, die volle Wahrheit ihres Wesens wiedergewinnen! Darf doch selbst die Liebe nicht ihre eigene Sprache sprechen und ihr eigenes Schweigen schweigen, sondern sie muß die Schlagworte der Dichter lernen, und schwärmen, und seufzen, und liebeln, anstatt frei zu grüßen, anzuschauen und sich hinzugeben. Ich hätte ihr es am liebsten gestanden und ihr gesagt: „Du kennst mich nicht“; aber ich fand die Worte nicht, um ganz wahr zu sein. Doch ehe ich von ihr ging, ließ ich ihr einen Band von Arnold's Gedichten, die ich vor kurzem erhalten hatte, und bat sie eins zu lesen, das hieß „Das begrabene Leben“. Dies war meine Beichte, und dann kniete ich an ihrem Ruhebetto und sagte „Gute Nacht“.

„Gute Nacht“, sagte sie, und legte ihre eine Hand auf meinen Kopf, und da rieselte es mir wieder durch alle Glieder, und die Träume der Kindheit flatterten auf in meiner Seele, und ich konnte nicht fort, und schaute in die tiefen unerforschlichen Augen, bis der Friede ihrer Seele die meinige ganz überschattete. Dann erhob ich mich und ging schweigend nach Hause — und des Nachts träumte ich von einer Silberpappel, die der Wind rings umbrauste; aber kein Blatt rührte sich in ihren Zweigen!

THE BURIED LIFE.

Light flows our war of mocking words, and yet,
Behold, with tears my eyes are wet,
I feel a nameless sadness o'er me roll.

Yes, yes, we know that we can jest,
We know, we know that we can smile;
But there's a something in this breast
To which thy light words bring no rest,
And thy gay smiles no anodyne.

Give me thy hand, and hush awhile,
And turn those limpid eyes on mine,
And let me read there, love, thy inmost soul.

Alas, is even Love too weak
To unlock the heart, and let it speak?
Are even lovers powerless to reveal
To one another what indeed they feel?
I knew the mass of men conceal'd
Their thoughts, for fear that if reveal'd
They would by other men be met

With blank indifference, or with blame reprov'd:
I knew they lived and mov'd
Trick'd in disguises, alien to the rest
Of men, and alien to themselves — and yet
The same heart beats in every human breast.

But we, my love — does a like spell benumb
Our hearts — our voices? — must we too be
dumb?

Ah, well for us, if even we,
Even for a moment, can yet free
Our heart, and have our lips unchain'd;
For that which seals them hath been deep ordain'd.

Fate, which foresaw
How frivolous a baby man would be,
By what distractions he would be possess'd,
How he would pour himself in every strife,
And well-nigh change his own identity;
That it might keep from his capricious play
His genuine self, and force him to obey,
Even in his own despite, his being's law,
Bade through the deep recesses of our breast

The unregarded River of our Life
 Pursue with indiscernible flow its way;
 And that we should not see
 The buried stream, and seem to be
 Eddying about in blind uncertainty,
 Though driving on with it eternally.

But often, in the world's most crowded streets,
 But often, in the din of strife,
 There rises an unspeakable desire
 After the knowledge of our buried life,
 A thirst to spend our fire and restless force
 In tracking out our true, original course;
 A longing to inquire
 Into the mystery of this heart that beats
 So wild, so deep in us, to know
 Whence our thoughts come and where they go.
 And many a man in his own breast then delves.
 But deep enough, alas, none ever mines:
 And we have been on many thousand lines,
 And we have shown on each talent and power,
 But hardly have we, for one little hour,

Been on our own line, have we been ourselves;
Hardly had skill to utter one of all
The nameless feelings that course through our
breast,

But they course on for ever unexpress'd.
And long we try in vain to speak and act
Our hidden self, and what we say and do
Is eloquent, is well — but 'tis not true:

And then we will no more be rack'd
With inward striving, and demand
Of all the thousand nothings of the hour
Their stupifying power;
Ah yes, and they benumb us at our call:
Yet still, from time to time, vague and forlorn,
From the soul's subterranean depth upborne
As from an infinitely distant land,
Come airs, and floating echoes and convey
A melancholy into all our day.

Only — but this is rare —
When a beloved hand is laid in ours,
When, jaded with the rush and glare

Of the interminable hours,
Our eyes can in another's eyes read clear,
When our world-deafen'd ear
Is by the tones of a lov'd voice caress'd, —

A bolt is shot back somewhere in our breast
And a lost pulse of feeling stirs again:
The eye sinks inward, and the heart lies plain,
And what we mean, we say, and what we would,
we know.

A man becomes aware of his life's flow,
And hears its winding murmur, and he sees
The meadows where it glides, the sun, the breeze.

And there arrives a lull in the hot race
Wherein he doth for ever chase
That flying and elusive shadow, Rest.
An air of coolness plays upon his face,
And an unwonted calm pervades his breast.

And then he thinks he knows
The Hills where his life rose,
And the Sea where it goes

Das begrabene Leben.

Aus dem Englischen von Arnold, übersezt von Friß Krauß.



Es spielt jetzt zwischen uns der Scherz so leicht,
Und doch siehst du mein Auge thränenfeucht;
Mich überkommt's mit namenloser Trauer.

Ja, ja, wir wissen, daß wir scherzen können,
Wir dürfen uns ein frohes Lächeln gönnen,
Und doch birgt diese Brust geheimen Schauer,
Ein Etwas, das dein Scherzen nicht verschleucht,
Für das dein Lächeln keinen Balsam reicht.

Leg' deine Hand in meine, und dich schweigend
Und wortelos zu mir herüber neigend,
Laß mich in diesen klaren Augen lesen,
Geliebte, deiner Seele innerlichstes Wesen.

Ach! kann denn selbst die wahre Liebe nicht
Das Herz erschließen, daß es spricht?
Fehlt selbst den Liebenden die Macht zu sagen
Einander, was sie wirklich in sich tragen?

Wohl wußt' ich, daß der Mensch verhehlt
Sein Denken, weil die Furcht ihn quält,
Es möchte, würd' es jemals offenbar,
Gleichgültig abgewiesen, oder noch
Getadelt werden von der andern Schar.
So hab' ich es auch wohl gewußt,
Daß sich der Menschen Leben und ihr Treiben
In Trug versteckt, und daß sie fremde bleiben
Den andern und sich selbst; und doch
Schlägt's gleiche Herz in jeder Menschenbrust.

Doch wir, Geliebte? Lastet solcher Bann
Auch uns auf Herz und Mund, daß er nicht sprechen kann?

Ach! wohl uns, wenn nur einen Augenblick
Wir können unser Herz befrein
Und unsern Lippen Sprache leihn;
Denn was sie fesselte, das ist Geschick!

Die Vorsehung, bewußt
Welch leichtes Kind der Mensch einst würde sein,
Wie er Zerstreungen würd' unterliegen,
In Streit sich stürzen und Gefahren
Und fast vertauschen seine Eigenheit,
Sie hieß — vor seinem Leichtsinne zu bewahren
Sein wahres Selbst, und ihn zu zwingen

Sich selbst zum Troste sich zu fügen
In die Gesetze seines Seins —
Den unbemerkten Strom des Lebens
Hin durch die tiefen Gänge unsrer Brust
In unsichtbarem Fluten vorwärts bringen;
Und sie gebot, und nicht vergebens,
Daß von den Menschenaugen keins
Den tief begrabnen Strom je sände,
Und wir erscheinen sollten
Als ob wir blind ins Ungewisse rollten,
Ob schon mit ihm wir treiben ohne Ende.

Doch sieh! im dichtsten Weltgedränge
Und mitten in dem Kämpfen, Zagen,
Kommt oft das unaussprechliche Verlangen
In uns, zu kennen das begrabne Leben.
Es ist ein Dürsten Alles dran zu geben,
Das innre Feuer, die unstete Kraft,
Um auszuspüren unsres Lebens Gänge
Und seinen wahren tiefsten Lauf zu finden;
Es ist die Sehnsucht, zu ergründen
Dies Herz in uns, des Pulse schlagen
So wild, so stark, so voller Leidenschaft;
Es ist der Wunsch, Gewißheit zu empfangen,

Wie die Gedanken wol entstehen,
Woher sie kommen und wohin sie gehn.

Und dann forscht mancher in der eignen Brust,
Doch keiner, ach! gräbt jemals tief genug.
Denn tausendfältig sind wir wol gewesen
Und jede Macht und Kunst war uns bewusst,
Doch war kaum eine Stunde in der Zeiten Flug,
Die zeigte unser eigentliches Wesen;
Kaum waren wir zu äußern so geschickt
Nur eins von allen den Gefühlen,
Die namenlos durch unsre Brust sich wühlen —
Und ewig fluten sie unausgedrückt.
Und lang' versuchen wir vergebens
Zu sprechen und zu handeln
Nach dem in uns verborgnen Selbst; doch ach!
Was wir nun sagen, was wir thun, ist klar,
Beredsam, schön und gut, — doch ist's nicht wahr.
Und müde dann des unbelohnten Strebens,
Des innern Kampfes, wenden wir uns ab,
Verzweifelt fordernd von dem Augenblicke,
Daß er mit seinen tausend Nichtsen unsrer Qual
Betäubung und Vergessen schicke;
Ach ja! und das kommt schnell wie man's befaht!

Doch aus der Seele Tiefen heben
Von Zeit zu Zeit, undeutlich, Schatten gleich,
Als stammten sie aus fernem, fernem Reich,
Sich Klänge, leise Echo's, die umschweben
Mit süßem Zauber uns und senken
Melancholie in unser Denken,
Daß wir den ganzen Tag des schweren
Verborgnen Grams uns nicht erwehren.

Nur wann, doch selten ist's gestattet,
In unsre eine theure Hand sich legt;
Wann, von dem Glanze und dem Lärm ermattet,
Mit dem die Stunde ewig Stunden schlägt,
Klar unser Auge lesen kann
In einem andern Auge; wann
In unser weltbetäubtes Ohr der Klang
Geliebter Stimme schmeichelnd drang,
Scheint irgendwo in unsrer Brust
Ein Riegel sich zurückzuschellen,
Und ein Gefühl, das lang' uns nicht bewußt,
Schlägt neue Wellen.
Nach innen schaut der Blick, und unverhüllt
Sieht er das Herz, und was es nun erfüllt,
Das sagen wir, und wissen auch, was unser Wille.

Dann sieht der Mensch den Lebensstrom; das stille
 Gemurmel seiner Wellen hört er, fühlt die Lüfte
 Die ihn besächeln, athmet froh die Düste
 Der Wiesen, wo 'er gleitet, ein,
 Und schaut die Blumen und den Sonnenschein.

Und in das heiße Jagen nach der Ruhe,
 Dem flücht'gen falschen Schatten, den er stets
 Vor sich einhertreibt, was er immer thue,
 Kommt jetzt ein Stillestand. So kühlend weht's
 Auf's Antlitz ihm, verjehend alle Pein.
 In seine Brust zieht feltner Friede ein,
 Und dann glaubt er, er fand
 Die Hügel wo sein Lebensstrom entstand,
 Den Ocean wohin er sich gewandt

Sechste Erinnerung.

Am andern Morgen klopfte es früh bei mir an der Thür, und herein trat mein alter Doctor, der Hofrath. Er war der Freund, der Leib- und Seelenjorger unserer ganzen kleinen Stadt. Zwei Generationen hatte er heranwachsen sehen; die Kinder, die er in die Welt gehoben, waren wieder Väter und Mütter geworden, und er betrachtete sie alle wie seine Kinder. Er selbst war unverheirathet, aber noch in seinem Alter war er kräftig und schön zu nennen. Ich kenne ihn nicht anders, als wie er damals vor mir stand: seine hellen blauen Augen unter den buschigen Augenbrauen hervorleuchtend, sein volles weißes Haar, noch immer voll von Jugendkraft, gekräuselt und lebendig. Auch seine

Schuhe mit den Silberschnallen, seine weißen Strümpfe, seinen braunen Rock, der immer neu aussah und doch immer der alte zu sein schien, kann ich nicht vergessen, und sein Krückstock war derselbe, den ich als Kind so oft an meinem Bett hatte stehen sehen, wenn er mir den Puls fühlte und mir Arznei verschrieb. Ich war oft krank gewesen, aber es war der Glaube an diesen Mann, der mich immer wieder gesund machte. Ich hatte nie den geringsten Zweifel, daß er mich gesund machen könnte, und wenn die Mutter sagte, sie müsse nach dem Hofrath schicken, damit ich wieder gesund werde, so war es mir als ob sie sagte, sie müsse nach dem Schneider schicken, damit er meine zerrissenen Hosen wieder in Stand setze. Ich hatte nur die Arznei zu nehmen, und ich fühlte, daß ich wieder gesund sein mußte.

„Wie geht's, mein Junge“, sagte er, als er ins Zimmer trat. „Siehst nicht ganz wohl aus — mußt nicht zu viel studiren. Ich habe aber heute keine Zeit viel zu schwatzen, und komme, dir nur zu sagen, du mußt nicht wieder zur Gräfin Maria

gehen. Ich bin die ganze Nacht bei ihr gewesen, und das ist eure Schuld. Also hörst du, wenn dir ihr Leben lieb ist, so gehst du nicht wieder zu ihr. Sobald es möglich ist, muß sie fort und auf das Land gebracht werden. Es wäre am besten, daß du eine Zeit lang verreistest. Also, Guten Morgen! und sei ein guter Zunge.“

Mit diesen Worten gab er mir die Hand, sah mir freundlich in die Augen, als ob er mir ein Versprechen abnehmen wollte, und ging dann weiter, um seine kranken Kinder zu besuchen.

Ich war so überrascht, daß ein anderer auf einmal so tief in die Geheimnisse meiner Seele eingedrungen sei, ja daß er wußte, was ich selbst nicht wußte, daß ich erst anfing zu denken, als er bereits längst auf der Straße war. Und dann fing es an in mir zu wogen wie Wasser, das lange am Feuer gestanden hat, ohne sich zu bewegen, das aber plötzlich aufsiehet, und wallt, und steigt, und tobt bis es überfließt.

Sie nicht wiedersehen? — — Ich lebe ja nur,

wenn ich bei ihr bin. Ich will ruhig sein, ich will kein Wort zu ihr sagen, ich will nur am Fenster stehen wenn sie schläft und träumt. — Aber sie nicht wieder sehen? Nicht einmal Abschied von ihr nehmen? Sie weiß ja nicht, sie kann es ja nicht wissen, daß ich sie liebe. Ich liebe sie ja auch nicht —, ich begehre nichts, ich hoffe nichts, mein Herz schlägt nie ruhiger, als wenn ich bei ihr bin. — Aber ich muß ihre Gegenwart fühlen, — ich muß ihre Seele athmen, — ich muß zu ihr! Und sie erwartet mich. Und hat uns beide das Schicksal zusammengeführt ohne Absicht? Sollte ich nicht ihr Trost, sollte sie nicht meine Ruhe sein? Das Leben ist ja kein Spiel. Es treibt zwei Seelen nicht zusammen wie zwei Sandkörner der Wüste, die der Sirocco zusammen und auseinanderwirbelt. Die Seelen, die uns ein freundliches Geschick entgegenführt, sollen wir fest halten; denn sie sind für uns bestimmt, und keine Macht entreißt sie uns, wenn wir den Muth haben, für sie zu leben, zu kämpfen und zu sterben. Sie müßte mich ja verachten, wenn ich ihre Liebe beim

ersten Rollen des Donners verließ wie den Schatten eines Baumes, unter dem ich so selige Stunden verträumt. —

Und dann ward es plötzlich still in mir, und ich hörte nur die Worte „ihre Liebe“, und sie tönten wieder aus allen Klüften meiner Seele wie ein Echo, und ich erschraf über mich selbst. „Ihre Liebe“ — und womit hätte ich sie verdient? Sie kennt mich ja kaum — und wenn sie mich je lieben könnte, müßte ich ihr nicht selbst gestehen, daß ich die Liebe eines Engels nicht verdiene? Jeder Gedanke, jede Hoffnung, die in meiner Seele aufzog, fiel zurück wie ein Vogel, der in die blaue Himmelsluft hinaus will, und der das Gitter nicht sieht, das ihn rings umschließt. Und doch — warum alle diese Seligkeit, so nah und so unerreichbar! Kann Gott nicht Wunder thun? — Thut er nicht Wunder an jedem Morgen? Hat er nicht oft mein Gebet erhört, wenn es in vollem Glauben zu ihm drang und nicht von ihm ließ, bis dem Ermatteten Trost und Hülfe ward? Es sind ja keine irdischen Güter,

um die wir bitten — es ist ja nur, daß zwei Seelen, die sich gefunden und erkannt haben, diese kurze Erdenreise Arm in Arm und Auge in Auge vollenden dürfen, daß ich ihr eine Stütze im Leiden, sie mir ein Trost oder eine süße Sorge sei, bis wir zum Ziel gelangen. Und wenn ihrem Leben noch ein später Frühling verheißen wäre, wenn ihr Leiden von ihr genommen würde — o was für selige Bilder zogen da nicht vor meinen Augen vorüber! Das Schloß ihrer verstorbenen Mutter in Tirol gehörte ihr, — dort auf den grünen Bergen, in der frischen Bergluft, bei einem kräftigen, unverborenen Volke, — weit weg von dem Treiben der Welt, von ihren Sorgen und Kämpfen, ohne Neider, ohne Richter, in welcher seligen Ruhe könnten wir dem Abend des Lebens entgegensehen, und „schweigend hingehen wie das Abendroth“! Da sah ich den dunkeln See mit seinem lebendigen Wellenschimmer, und in ihm die klaren Schatten der fernem Gletscher, und ich hörte das Räuten der Heerden und die Pieder der Senner, und ich sah die Schützen mit ihren

Stützen über die Berge ziehen, und sah die Alten und die Jungen, wie sie abends sich im Dorfe sammelten, und überall sah ich sie wie einen Engel des Friedens segnend vorüberwallen, und ich war ihr Führer und ihr Freund. Alter Thor! rief ich aus, alter Thor! Ist das Herz noch immer so wild und so weich? Ermanne dich — denke wer du bist und wie weit von ihr entfernt. Sie ist freundlich, sie hat es gern, sich in einer andern Seele zu spiegeln; aber ihre kindliche Zutraulichkeit und Unbefangeneheit zeigen am besten, daß kein tieferes Gefühl für dich in ihrer Brust lebt. Hast du nicht in mancher hellen Sommernacht, wenn du einsam durch den Buchenwald gewandert, gesehen, wie der Mond sein Silberlicht über alle Zweige und Blätter gießt, und wie er selbst das dunkle trübe Wasser des Weihers erleuchtet und im kleinsten Tropfen sich herrlich widerspiegelt? So blickt auch sie auf dies nächtliche Leben, und so magst auch du ihr sanftes Licht in deinem Herzen abespiegelt tragen; — doch hoffe nicht auf einen wärmeren Blick!

Da trat plötzlich ihr Bild wie lebendig vor meine Augen; sie stand vor mir, nicht wie eine Erinnerung, sondern wie eine Erscheinung, und zum ersten mal wurde ich mir bewußt, wie schön sie sei. Es war nicht die Schönheit der Form oder der Farbe, die uns wol beim ersten Anblick eines lieblichen Mädchens blendet, und die dann so bald hinweggeweht wird wie eine Blüte des Frühlings. Es war vielmehr die Harmonie ihres ganzen Wesens, die Wahrheit jeder Bewegung, der vergeistigte Ausdruck, die vollkommene Durchdringung des Körpers und der Seele, welche dem, der sie anblickte, so wohlthat. Die Schönheit, welche die Natur verschwenderisch ansetzt, befriedigt nicht, wenn der Mensch sie sich nicht aneignet und sie gleichsam verdient und erobert. Sie beleidigt eher, wie wenn wir auf der Bühne eine Schauspielerin in königlichem Anzug einherstreiten sehen und bei jedem Schritt merken, wie wenig der Anzug ihr paßt, wie wenig er ihr gehört. Die wahre Schönheit ist die Anmuth, und die Anmuth ist die Vergeistigung alles Schweren, Körperlichen und

Irdischen: es ist die Weisheitsgegenwart, welche selbst das Häßliche zum Schönen macht. Je mehr ich die Erscheinung, die vor mir stand, betrachtete, desto mehr erblickte ich überall die edle Schönheit ihrer Formen und die seelenwolle Tiefe ihres ganzen Wesens. O, welche Seligkeit war mir so nah — und war es alles nur, um mir den höchsten Gipfel irdischen Glücks zu zeigen, und mich dann auf ewig in die flache Sandwüste des Lebens hinauszustoßen! O, daß ich es nie geahnt hätte, welche Schätze die Erde birgt! Aber einmal zu lieben, und dann für immer allein zu sein! Einmal zu glauben, und dann für immer zu verzweifeln! Einmal das Licht zu sehen, und dann für immer zu erblinden! Das ist eine Noth, gegen die alle menschlichen Nothkammern verschwinden.

So tobte die wilde Jagd meiner Gedanken weiter und weiter, bis endlich alles still wurde und die wirbelnden Eindrücke sich allmählich sammelten und setzten. Man nennt diese Ruhe und Ermattung wol Nachdenken; es ist aber wie ein Nachsehen —

man läßt dem Gemisch der Gedanken Zeit, bis alles von selbst sich nach ewigen Gesetzen krystallisirt; dem Proceß sieht man zu wie ein beobachtender Chemiker, und haben die Elemente eine Form erhalten, so wundern wir uns oft selbst, daß sie und daß wir so ganz anders sind als wir erwarteten.

Das erste Wort, was ich sprach, als ich aus meinem Nüstarren erwachte, war: „Ich muß fort“, und noch im selben Augenblick setzte ich mich hin und schrieb dem Hofrath, daß ich auf vierzehn Tage verreist sei und ihm alles überlasse. Eine Entschuldigung für meine Aeltern war bald gefunden, und abends war ich auf dem Wege nach Tirol.

Siebente Erinnerung.

Arm in Arm mit einem Freunde durch die Thäler und über die Berge Tirols zu wandern, da schlürft man frische Nebenlust und Nebenlust. Aber einsam und allein mit seinen Gedanken desselben Weges zu ziehen, das ist verlorene Zeit, verlorene Mühe! Was helfen mir die grünen Berge und die dunkeln Schluchten, und der blaue See und der mächtige Wasserfall? Anstatt daß ich sie ansehe, sehen sie mich an und wundern sich über das einsame Menschengesicht, und es schnürt mir das Herz zu, daß ich auf der ganzen Welt niemand gefunden, der lieber bei mir wäre als bei allen andern. Mit solchen Gedanken erwachte ich jeden Morgen, und wie ein Vied, das man nicht los werden kann, verfolgten

sie mich den ganzen Tag. Und wenn ich abends in den Gasthof trat und mich müde hinsetzte, und die Leute im Zimmer mich ansahen, und jeder sich über den einsamen Wanderer wunderte, dann trieb es mich oft wieder in die Nacht hinaus, wo niemand sah, daß ich einsam sei, und erst spät schlich ich zurück und ging still auf mein Zimmer hinauf, und warf mich auf mein heißes Bett, und bis ich einschlief, tönte mir das Lied von Schubert durch die Seele: „Dort wo du nicht bist, dort ist das Glück.“ Endlich wurde mir der Anblick der Menschen, die ich überall antraf, die sich der herrlichen Natur freuten und jubelten und lachten, so unerträglich, daß ich am Tage schlief und während der hellen Mondscheinnächte meine Reise von Ort zu Ort fortsetzte. Da war wenigstens Ein Gefühl, was meine Gedanken vertrieb und zerstreute, das war die Furcht. Denn versuche es jemand, die ganze Nacht hindurch allein über die Berge zu steigen, des Weges ungewiß: wo das Auge unnatürlich gereizt ferne Gestalten erblickt, die es nicht bemeistern kann; wo das Ohr mit krank-

hafter Gespanntheit Töne hört, ohne zu wissen, woher sie kommen; wo der Fuß plötzlich strauchelt, sei es über eine Wurzel, die durch den Felsen bricht, sei es über einen schlüpfrigen Weg, den ein Wasserfall mit sprühendem Regen benetzt hat, — und dabei im Herzen trostlose Tede, keine Erinnerung, an der wir uns wärmen, keine Hoffnung, an die wir uns klammern können, — versuche es jemand, und er wird die kalten Schauer der Nacht von außen und im Innern fühlen. Die erste Furcht des menschlichen Herzens entsteht aus der Gottesverlassenheit; doch das Leben vertreibt sie, und die Menschen, die ja nach dem Bilde Gottes geschaffen sind, trösten uns in unserer Einsamkeit. Wenn aber ihr Trost und ihre Liebe uns wieder verlassen, dann fühlen wir, was es heißt, von Gott und Menschen verlassen sein, und die Natur mit ihrem stummen Blick erschreckt uns eher als sie uns tröstet. Ja auch wenn wir unsern Fuß fest auf die festen Felsen setzen, so scheinen sie zu zittern wie der Staub des Meeres, aus dem sie einst

langsam entstanden, — und wenn das Auge nach Licht verlangt, und der Mond hinter den Tannen hervorsteigt und ihre scharfen Spizen auf der hellen Felswand gegenüber abzeichnet, so erscheint er uns wie der todte Zeiger einer Uhr, die einst aufgezogen ward und einst aufhören wird zu schlagen. Selbst bei den Sternen und im weiten Himmelszelt, nirgends ist ein Aufenthalt für die Seele, die zittert und sich allein und verlassen fühlt! Nur ein Gedanke bringt uns manchmal Trost — das ist die Ruhe, die Ordnung, die Unermeßlichkeit und Unvermeidlichkeit der Natur. Hier, wo der Wasserfall die grauen Steine zu beiden Seiten mit dunkelgrünem Moos bekleidet hat, erblickt das Auge plötzlich im kühlen Schatten ein blaues Vergißmeinnicht. Es ist eine von Millionen Schwestern, die jetzt an allen Bächen, auf allen Wiesen der Erde blühen, und geblüht haben seit der erste Schöpfungsmorgen den ganzen Reichthum des Unerlöschlichen über die Erde schüttete. Jeder Zug an seinen Blättern, jeder Staubfaden in seinem Kelche, jede Faser an seinen Wurzeln ist

gezählt, und keine Macht der Erde kann sie mehren und mindern. Wenn wir unsere blöden Augen schärfen und mit übermenschlicher Kraft einen tiefern Blick in das Geheimniß der Natur werfen, wenn das Mikroskop uns die stille Werkstatt des Samens, der Knospen und der Blüten öffnet, dann erblicken wir von neuem in den feinsten Geweben und Zellen die unendlich wiederkehrende Form, und in den feinsten Fasern die ewige Unveränderlichkeit des Plans der Natur. Könnten wir noch tiefer dringen, überall würde dem Auge dieselbe Formenwelt entgegentreten, und wie in einem Spiegelhaal würde der Blick sich im Unendlichen verlieren. Soth eine Unendlichkeit liegt in diesen kleinen Blumen begraben! Und blicken wir hinauf zum Himmel, so sehen wir wieder die ewige Ordnung, wie Monde um Planeten, Planeten um Sonnen, und Sonnen um neue Sonnen kreisen, und dem geschärften Auge wird selbst der ferne Sternennebel zu einer neuen schönen Welt. Bedenke dann, wie jene majestätischen Gestirne auf- und niederkreisen, damit die Jahreszeiten wechseln,

damit der Same dieses Vergißmeinnichts sich wieder und wieder rege, die Zellen sich öffnen, die Blätter sich hervordrängen und die Blüten den Teppich der Wiesen verzieren, und blicke auf den Himmelstäfer, der sich im blauen Kelche der Blumen wiegt, und dessen Erwachen zum Leben, dessen Genuß des Daseins, dessen lebendiger Athem tausendmal wunderbarer ist als das Gewebe der Blumen, oder die todt Mechanik der Himmelskörper; fühle, daß auch du zu diesem ewigen Gewebe gehörst, und du darfst dich trösten mit den unendlichen Creaturen, die mit dir freisen, die mit dir leben und mit dir verwelken. Ist aber dies All, mit seinem Kleinsten und seinem Größten, mit seiner Weisheit und seiner Macht, mit dem Wunder seines Daseins und dem Dasein seiner Wunder, das Werk eines Wesens, vor dem deine Seele nicht zurückschandert, vor dem du niederfällst im Gefühle deiner Schwachheit und Nichtigkeit, und zu dem du dich wieder erhebst im Gefühle seiner Liebe und Barmherzigkeit, — fühlst du es wirklich, daß in dir etwas lebt, unendlicher und ewiger als

die Zellen der Blumen, die Sphären der Planeten und das Leben des Käfers, — erkennst du in dir wie in einem Schatten den Glanz des Ewigen, der dich umleuchtet, — fühlst du in dir und unter dir und über dir die Allgegenwart des Wirklichen, in dem dein Schein zum Sein, deine Angst zur Ruhe, deine Einsamkeit zur Allgemeinsamkeit wird, dann weißt du, zu wem du rufft in der dunkeln Nacht des Lebens: „Schöpfer und Vater, dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden, wie auf Erden also auch an mir.“ Dann wird es helle in dir und um dich, die Morgendämmerung mit ihren kalten Nebeln schwindet, und neue Wärme durchströmt die zitternde Natur. Du hast eine Hand gefunden, die du nie wieder läßt, die dich hält, wenn die Berge zittern und die Monden erlöschen, — wo du auch seist, du bist bei ihm, und er bei dir, er ist der Ewignähe und sein ist die Welt mit ihren Blumen und Dornen, sein der Mensch mit seinen Freunden und Feinden. „Es widerfährt dir nicht das Geringste, es sei denn, daß Gott es wolle.“

Mit solchen Gedanken zog ich die Straße weiter. Bald war es mir wohl, bald war es mir weh; denn wenn wir auch Ruhe und Frieden gefunden haben im tiefsten Abgrund unserer Seele, so ist es doch schwer, still in dieser heiligen Einsiedelei zu bleiben. Sa, viele vergessen sie wieder, nachdem sie sie gefunden, und wissen oft kaum den Weg, der zu ihr zurückführt.

Wochen waren verflossen, und keine Silbe von ihr war zu mir gedrungen. „Vielleicht ist sie todt und liegt in stiller Ruh“, das war ein anderes Lied, was mir auf der Zunge schwebte und immer wiederkehrte, so oft ich es auch von mir stieß. Es war ja möglich, denn der Hofrath hatte mir gesagt, sie leide am Herzen, und jeden Morgen, wenn er zu ihr gehe, mache er sich darauf gefaßt, sie nicht mehr am Leben zu finden. Und wenn sie nun diese Welt verlassen hätte, ohne daß ich von ihr Abschied genommen, ohne daß ich ihr noch im letzten Augenblicke gesagt, wie ich sie liebe — könnte ich es mir je verzeihen? Müßte ich ihr nicht nachfolgen, bis

ich sie wiederfände in einem andern Leben, bis ich von ihr gehört, daß sie mich liebe, daß sie mir verzeihe? Wie doch die Menschen mit dem Leben spielen, wie sie das Beste, was sie thun, das Schönste, was sie genießen können, von Tag zu Tag aufschieben, ohne zu denken, daß jeder Tag der letzte sein kann und daß verlorene Zeit verlorene Ewigkeit ist. Da fielen mir alle die Worte des Hofraths wieder ein, als ich ihn zum letzten mal gesehen, und ich fühlte, daß ich den Entschluß zu meiner plötzlichen Abreise nur deshalb gefaßt, um ihm meine Stärke zu zeigen, — daß es mir schwerer gewesen wäre, ihm meine Schwäche zu bekennen und zu bleiben. Jetzt wurde es mir klar, daß es nur eine Pflicht für mich gäbe: unverzüglich zu ihr zurückzukehren und alles zu ertragen, was der Himmel uns schicke. Aber als ich eben den Plan zur Rückreise gemacht, da hörte ich plötzlich in meinem Gedächtnisse die Worte des Hofraths: „Sobald es möglich ist, muß sie fort und auf das Land gebracht werden.“ Sie hatte mir selbst gesagt, daß sie den Sommer meist auf ihrem Schlosse

zubringe. Vielleicht war sie dort, ganz in meiner Nähe; in einem Tage konnte ich bei ihr sein. Gedacht, gethan; mit Tagesanbruch machte ich mich auf, und abends stand ich an dem Thore des Schlosses.

Der Abend war still und hell. Die Spitzen der Berge glänzten in vollem Golde des Abendroths, und die niedern Schichten waren von röthlichem Blau übergossen. Aus den Thälern erhob sich ein grauer Nebel, der plötzlich licht wurde, wenn er in die höhern Regionen hinaufschwebte und dann wie ein Wolkenmeer zum Himmel emporwogte. Und dieses ganze Farbenspiel spiegelte sich wider auf der leicht bewegten Brust des dunkeln Sees, an dessen Ufern die Berge hinauf- und hinabzusteigen schienen, sodaß nur die Wipfel der Bäume, und die Spitzen des Kirchturms, und der aufsteigende Rauch der Häuser die Linie andeutete, welche die Wirklichkeit der Welt von ihrem Widerschein trennte. Aber mein Blick war nur auf Einen Punkt gerichtet, das war das alte Schloß, wo mir eine Ahnung sagte, daß ich sie wiederfinden sollte. Mein Licht war in den Fenstern zu

sehen, keine Dritte störten die Stille des Abends. Hatte mich meine Ahnung getäuscht? Ich ging langsam durch das erste Thor und die Stufen hinauf, bis ich im Vorhof des Schlosses stand. Hier sah ich eine Schildwache auf- und abgehen, und eilte auf den Soldaten zu, um mich zu erkundigen, wer im Schlosse sei. „Die Gräfin ist hier und ihre Dienerschaft“, war die kurze Antwort, und im Augenblicke stand ich auch schon an dem Hauptportal und hatte auch schon die Glocke gezogen. Da fiel mir erst ein, was ich gethan! Niemand kannte mich, ich konnte und durfte nicht sagen, wer ich sei. Ich war wochentlang in den Bergen herumgewandert und sah aus wie ein Bettler. Was sollte ich sagen? Nach wem sollte ich fragen? Doch hier war keine Zeit zum Ueberlegen, die Thür öffnete sich, und ein Portier in fürstlicher Livree stand vor mir und sah mich verwundert an.

Ich fragte, ob die Engländerin, von der ich wußte, daß sie die Gräfin nie verließ, im Schlosse sei, und als der Portier dies bejahte, bat ich um

Papier und Tinte, und schrieb ihr, daß ich hier sei, um mich zu erkundigen, wie sich die Gräfin befinde.

Der Portier rief einen Bedienten, der den Brief hinauftrug. Ich hörte jeden Tritt in den langen Hallen, und mit jeder Minute, die ich wartete, wurde meine Lage mir unerträglicher. An den Wänden hingen alte Familienbilder der fürstlichen Familie, Ritter in voller Rüstung, Frauen in alter Tracht, und in der Mitte eine Frau im weißen Anzug einer Nonne, mit einem rothen Kreuz auf der Brust. Sonst hatte ich diese Bilder so oft angesehen und nie daran gedacht, wie auch in ihrer Brust einst ein menschliches Herz geschlagen. Jetzt aber schien es mir, als könne ich plötzlich ganze Bände in ihren Zügen lesen, und als sagten sie mir alle: „Auch wir haben einst gelebt, auch wir haben einst gelitten.“ Unter dieser eisernen Rüstung lagen einst Geheimnisse verborgen, wie jetzt in meiner eigenen Brust. Diese weiße Tracht und dies rothe Kreuz sind lebendige Zeugen, daß auch hier ein Kampf gekämpft wurde wie der, der jetzt in meinem Herzen tobte. Und dann schien es mir, als

blickten sie mich alle mitleidig an, und dann lag wieder ein hoher Stolz in ihren Zügen, als wollten sie sagen: Du gehörst nicht zu uns. Mir wurde immer unheimlicher, als mich plötzlich leise Tritte aus meinen Träumen weckten. Die Engländerin kam die Treppe herab und bat mich, in ein Zimmer zu treten. Ich sah sie forschend an, ob sie wol ahnte, was hier vorging. Aber in ihren Zügen war vollkommene Ruhe, und ohne sich den geringsten Ausdruck der Theilnahme oder der Verwunderung zu erlauben, sagte sie mir mit gemessener Stimme, die Gräfin sei heute viel wohler und lade mich in einer halben Stunde zu sich ein.

Ein guter Schwimmer, der sich weit in das Meer hinauswagt und erst an die Rückkehr denkt, wenn seine Arme schon anfangen matt zu werden, der dann mit Hast die Wellen theilt und kaum wagt, den Blick nach dem fernen Ufer zu richten, der mit jedem Schlage fühlt, daß seine Kräfte sinken, und es sich doch nicht gesteht, bis er endlich willenlos und krampfhast kaum noch das Bewußtsein seiner

Vage hat — da plötzlich steht sein Fuß auf festem Grund und sein Arm umschlingt den ersten Stein des Ufers —: so war es mir, als ich diese Worte hörte. Eine neue Wirklichkeit trat mir entgegen, und was ich gelitten, war ein Traum. Solche Augenblicke gibt es im Leben des Menschen nur wenige, und Tausende haben ihre Wonne nie gekannt. Aber die Mutter, der ihr Kind zum ersten mal in den Armen liegt, der Vater, dem sein einziger Sohn mit Ruhm bedeckt aus dem Kriege zurückkehrt, der Dichter, dem sein eigenes Volk entgegenjauchzt, der Jüngling, dem ein warmer Händedruck von einem geliebten Wesen mit einem wärmern Druck erwidert wird, sie wissen was es heißt, wenn ein Traum zur Wirklichkeit geworden.

Die halbe Stunde war vorüber, und ein Diener kam und führte mich durch eine lange Reihe von Zimmern, öffnete eine Thür, und im matten Lichte des Abends sah ich eine weiße Gestalt, und über ihr ein hohes Fenster, das auf den See und auf die schimmernden Berge blickte.

„Wie eigen sich die Menschen treffen“, tönte ihre helle Stimme mir entgegen, und jedes Wort war wie ein kühler Regentropfen nach einem heißen Sommertage.

„Wie eigen sich die Menschen treffen, und wie eigen sie sich verlieren“, sagte ich, und dabei ergriff ich ihre Hand und fühlte, daß wir wieder beisammen und zusammen waren.

„Das ist aber die Schuld der Menschen, wenn sie sich verlieren“, fuhr sie fort, und ihre Stimme, die immer wie Musik ihre Worte zu begleiten schien, ging unwillkürlich in eine weichere Tonart über.

„Ja, das ist's wahrlich“, erwiderte ich; „aber zuerst sage mir, bist du wohl, und darf ich mit dir sprechen?“

„Mein lieber Freund“, sagte sie lächelnd, „ich bin immer krank, das weißt du, und wenn ich sage, daß ich mich wohl fühle, so thue ich es nur meinem alten Hofrath zu Liebe; denn er ist fest überzeugt, daß ich seit meinem ersten Jahre mein ganzes Leben nur ihm und seiner Kunst verdanke. Ehe ich die

Leiden; verließ, habe ich ihm einen großen Schreck gemacht, denn eines Abends hörte mein Herz plötzlich auf zu schlagen, und ich fühlte eine solche Angst, daß ich glaubte, es würde nie wieder zu schlagen anfangen. Doch das ist vorüber, und wozu sollen wir davon sprechen? Mich hat nur Eins betrübt. Ich glaubte immer, ich würde einmal in voller Ruhe die Augen schließen; jetzt aber fühle ich, daß mein Leiden mir auch den Abschied vom Leben noch stören und verbittern wird.“ Dann legte sie ihre Hand auf ihr Herz und sagte: „Aber erzähle mir, wo bist du gewesen, und warum habe ich diese ganze Zeit nichts von dir gehört? Der alte Hofrath hat mir so viel Gründe für deine plötzliche Abreise gegeben, daß ich ihm endlich sagen mußte, ich glaube ihm nicht — und da gab er mir denn endlich den unglaublichsten aller Gründe, und rathe welchen?“

„Unglaublich mochte er scheinen“, fiel ich ihr in die Rede, damit sie das Wort nicht aussprechen sollte; „und doch war er vielleicht nur allzu wahr. Doch auch das ist vorüber, und warum sollen wir davon sprechen?“

„Aber nein, mein Freund“, sagte sie, warum sollte das vorüber sein? Ich sagte dem Hofrath, als er mir seinen letzten Grund angab, weshalb du so plötzlich abgereist seiest, daß ich weder ihn noch dich begreife. Ich bin ein armes, krankes, verlassenes Wesen, und mein irdisches Dasein ist nichts als ein langsames Sterben. Wenn mir nun der Himmel doch ein paar Seelen geschickt hat, die mich verzeihen, oder, wie es der Hofrath ausdrückt, die mich lieben, warum soll denn dies meinen oder ihren Frieden stören? — Ich hatte eben in meinem Lieblingsdichter, im alten Wordsworth, gelesen, als mir der Hofrath sein Bekenntniß machte, und da sagte ich: „Mein lieber Hofrath, wir haben so viele Gedanken und so wenig Worte, daß wir in jedes Wort gar viele Gedanken hineinschachteln müssen. Wenn nun jemand, der uns nicht kennt, hörte, daß unser junger Freund mich liebe, oder ich ihn, so könnte er meinen, es sei so wie Romeo Juliet, und Juliet Romeo liebte, und da hättest du ganz recht, wenn du sagtest, das darf nicht sein. Aber nicht wahr, du liebst mich auch,

mein alter Hofrath, und ich liebe dich, und habe dich schon seit vielen Jahren geliebt, und habe es dir vielleicht noch nie gestanden, bin aber deshalb doch weder verzweifelt noch unglücklich gewesen. Ja, mein lieber Hofrath, ich will dir noch mehr sagen. Ich glaube, du hast eine unglückliche Liebe für mich, und bist eifersüchtig auf unsern jungen Freund. Kommst du nicht jeden Morgen und erkundigst dich, wie es mir geht, auch wenn du weißt, daß ich ganz wohl bin? Bringst du mir nicht die besten Blumen aus deinem Garten? Habe ich dir nicht mein Bild schenken müssen, und — ich sollte es vielleicht nicht verathen — kamst du nicht vorigen Sonntag in mein Zimmer, und du glaubtest ich schlief. Ich schlief auch wirklich, wenigstens hätte ich mich nicht rühren können. Aber ich sah dich eine lange Zeit an meinem Bett sitzen, die Augen unverwandt auf mich gerichtet — und ich fühlte deine Augen wie Sonnenstrahlen, die auf meinem Gesichte spielten. Und endlich wurden deine Augen matt, und ich fühlte große Thränen aus ihnen herunterfallen. Da hülltest

du dein Gesicht in deine Hände und schluchztest laut: Maria, Maria! — Ach, mein lieber Hofrath, das hat unser junger Freund nie gethan, und doch hast du ihn fortgeschickt.» Als ich so mit ihm sprach, halb im Spaß, halb im Ernst, wie ich immer spreche, da fühlte ich, ich hatte dem alten Mann wehe gethan. Er wurde ganz still und schämte sich wie ein Kind. Da nahm ich einen Band Gedichte von Wordsworth, in dem ich eben gelesen hatte, und sagte: «Hier ist ein anderer alter Mann, den ich liebe und von ganzem Herzen liebe, der mich versteht und den ich verstehe, und habe ihn doch nie gesehen, werde ihn auch nie sehen — das ist nun einmal so auf Erden. Nun will ich dir ein Gedicht von ihm vorlesen, da sollst du sehen, wie man lieben kann, und wie Liebe ein stiller Segen ist, den der Liebende auf das Haupt der Geliebten legt, und dann seines Weges weiter zieht in seliger Wehmuth.» Da las ich ihm Wordsworth's «Highland Girl» vor, und jetzt, mein Freund, rücke die Lampe näher und lies mir das Gedicht wieder vor, denn es erfrischt mich, so oft ich es

höre; es weht ein Geist darin, wie das stille, unendliche Abendroth, das seine Arme da drüben liebend und segnend auf die unschuldige Brust der schneebedeckten Berge breitet.“

Wie ihre Worte so langsam und ruhig in meine Seele tönten, wurde es auch in meiner Brust endlich wieder still und feierlich; der Sturm war vorüber, und ihr Bild schwamm wie der Silberschein des Mondes auf den leichtbewegten Wellen meiner Liebe — dieses Weltenmeeres, das durch die Herzen aller Menschen strömt, und das jeder das seine nennt, während es doch ein allbelebender Pulsschlag der ganzen Menschheit ist. Ich hätte am liebsten stillgeschwiegen wie die Natur, die draußen vor unserm Blicken lag, und die immer stiller und dunkler wurde; doch sie gab mir das Buch, und ich las:

Sweet Highland Girl, a very shower
Of beauty is thy earthly dower!
Twice seven consenting years have shed
Their utmost bounty on thy head:

And these grey rocks, that household lawn,
Those trees, a veil just half withdrawn,
This fall of water that doth make
A murmur near the silent lake,
This little bay; a quiet road
That holds in shelter thy abode —
In truth together do ye seem
Like some thing fashioned in a dream;
Such forms as from their covert peep
When earthly cares are laid asleep!
But, o fair creature! in the light
Of common day, so heavenly bright,
I bless thee, vision as thou art,
I bless thee with a human heart;
God shield thee to thy latest years!
Thee neither know I, nor thy peers;
And yet my eyes are filled with tears.

With earnest feeling I shall pray
For thee when I am far away:
For never saw I mien, or face,
In which more plainly I could trace

Benignity and home-bred sense
Ripening in perfect innocence.
Here scattered, like a random seed,
Remote from men, thou dost not need
The embarrassed look of shy distress,
And maidenly shamefacedness:
Thou wear'st upon thy forehead clear
The freedom of a mountaineer:
A face with gladness overspread!
Soft smiles, by human kindness bred!
And seemliness complete, that sways
Thy courtesies, about thee plays;
With no restraint, but such as springs
From quick and eager visitings
Of thoughts that lie beyond the reach
Of thy few words of English speech:
A bondage sweetly brooked, a strife
That gives thy gestures grace and life!
So have I, not unmoved in mind,
Seen birds of tempest-loving kind —
Thus beating up against the wind.

What hand but would a garland cull
For thee who art so beautiful?
O happy pleasure! here to dwell
Beside thee in some heathy dell;
Adopt your homely ways, and dress,
A shepherd, thou a shepherdess!
But I could frame a wish for thee
More like a grave reality:
Thou art to me but as a wave
Of the wild sea; and I would have
Some claim upon thee, if I could,
Though but of common neighbourhood.
What joy to hear thee, and to see!
Thy elder brother I would be,
Thy father — anything to thee!

Now thanks to Heaven! that of its grace
Hath led me to this lonely place.
Joy have I had; and going hence
I bear away my recompence.
In spots like these it is we prize
Our memory, feel that she hath eyes:

Then, why should I be loth to stir?
 I feel this place was made for her;
 To give new pleasure like the past,
 Continued long as life shall last.
 Nor am I loth, though pleased at heart,
 Sweet Highland Girl! from thee to part;
 For I, methinks, till I grow old,
 As fair before me shall behold,
 As I do now, the cabin small
 The lake, the bay, the waterfall,
 And thee, the spirit of them all!

Das Hochlandmädchen.

Aus dem Englischen von Wordsworth, übersetzt von Friedrich Krauß.

—◆—

Du süßes Hochlandmädchen! Eine Flut
 Von Schönheit ist dein ird'cher Schatz, dein Gut!
 Auf dein Haupt legten zweimal sieben Lenze
 Mit Freuden ihrer Gaben reichste Kränze:
 Die grauen Felsen hier, das Plätzchen da,

Die Bäume dort, ein Schleier halbgezogen,
Und jener Wasserfall, der murmelt nah
Beim stillen See, den trüben keine Wogen;
Die kleine Bucht, und jener Weg dazu,
Der deinen Hort beschirmt mit seiner Ruh' —
Ihr scheint in Wahrheit mir als ob
Ein schöner Traum euch zaub'riſch wob,
Gestalten, die ſich im Verborgnen regen,
Wenn Erdenſorgen ſich zum Schlafen legen.
Doch dich, o ſchönes Weſen! ſelbſt im Schein
Deſ Alltagslebens himmliſch licht und rein,
Dich, flücht'ges Traumbild einer ſtillen Stunde,
Dich ſegne ich aus Menſchenherzens Grunde!
Gott ſchütze dich, biß du dich einſt mußſt trennen
Dich kenn' ich nicht, noch jene, die dich kennen,
Und fühle Thränen doch im Auge brennen.

Ich werde beten warm und ernſt für dich,
Wenn ich dir ferne bin; denn nie fand ich
Ein Antliß noch, in deſſen klaren Zügen
Ich Herzengüte, fröhliches Genügen,
Natürlichkeit und Zucht ſo rein wie da
In vollſter Unſchuld blühen und reiſen ſah.
Wie ein verwehtes Saatkorn hergeſtreut,

Den Menschen ferne, brauchst du nicht geschickt
 Es nachzuahmen wie ein Mädchen scheut
 Und bald verlegen, bald erschrocken blickt;
 Auf deiner klaren Stirne thront
 Die Freiheit, die in Bergen wohnt:
 Ein Angesicht, mit Freude übergossen;
 Ein Lächeln, der Gutherzigkeit entsprossen!
 Und so vollkommner Anstand, wie er neigt
 In deinen Grüßen sich, spielt um dich her!
 Da ist kein andrer Zwang, als der sich zeigt,
 Wenn schnell und heftig ein Gedankenheer
 Ausblüht in dir, das deine Sprache dann,
 Zu arm an Worten, nicht mehr fassen kann:
 Ein süß ertraguer Zwang! Reizvolles Streben,
 Das Anmuth den Geberden leiht und Leben!
 So bin ich oft nicht ungerührt geblieben,
 Wenn Vögel, die das Windestoßen lieben,
 Vergeblich kämpfend vor dem Sturme trieben.

Wo ist die Hand wol, die nicht möchte weihen
 Den Blumenkranz dir, die so schön und rein?
 O schönes Glück! zu athmen eine Lust
 Mit dir im Thal voll Heidekraut und Duft,
 Zu thun wie du, zu haben deinen Sinn,

Ein Schäfer ich, du eine Schäferin!
Doch möcht' ein Wunsch in meiner Brust sich regen,
Der ernst'rer Wirklichkeit mich führt entgegen:
Nur eine Welle auf dem wilden Meer
Bist du mir jetzt, und mich verlangt nach mehr:
Ich möchte Anspruch auf dich machen können,
Und wär's nur der, den Nachbarschaften gönnen.
Dich hören, sehn — welsch' Freude wäre mein!
Dein ältrer Bruder, oder Vater, — nein!
Nur etwas auf der Welt möcht' ich dir sein!

Nun sei dem Himmel Dank, der voller Gnade
In dieses Thal gelenkt hat meine Pfade;
Mir ward viel Freude, und ich trage fort
Mir reichen Lohn aus diesem stillen Ort.
Hier lernt man der Erinnerung Werth verstehn
Und daß sie Augen hat, die ewig sehn;
Warum denn sollt' ich trennen mich so schwer?
Ich fühl's, der Ort ward ihr bestimmt, daß er
Mit neuem Glücke, dem gleich das vergangen,
Ihr ganzes Leben lang sie mög' umfassen.
So scheid' ich, voll das Herz, doch ohne Klagen,
Du süßes Hochlandmädchen! nun von dir;
Denn das weiß ich: ich seh' in alten Tagen

Noch ganz so schön, wie jetzt ich's thu', vor mir,
Die kleine Hütte, die das Grün umschlingt,
Den See, die Bucht, den Wasserfall der springt,
Und dich, den Geist, der alles dies durchbringt!

Ich hatte geendet, und das Gedicht war mir wie ein Trunk frischen Quellwassers gewesen, wie ich es noch vor kurzem so oft aus dem Kelche eines großen grünen Blattes perlend hinuntergeschlürft hatte.

Da hörte ich ihre sanfte Stimme, wie den ersten Ton der Orgel, der uns aus unserm träumenden Gebete weckt, und sie sagte:

„So will ich, daß du mich liebst, und so liebt mich auch der alte Hofrath, und so in einer oder der andern Weise sollten wir uns alle lieben und aneinander glauben. Aber die Welt, obgleich ich sie kaum kenne, scheint diese Liebe und diesen Glauben nicht zu verstehen, und die Menschen haben aus dieser Erde, wo wir so glücklich hätten leben können, ein recht trauriges Dasein gemacht.

„Das muß früher anders gewesen sein, denn wie hätte sonst Homer die liebliche, gesunde, zarte Gestalt der Nauſikaa schaffen können! Nauſikaa liebt den Odysſeus beim ersten Anblick. Sie sagt es ihren Freundinnen sogleich: Daß doch ein solcher Mann mein Gatte genannt würde und es ihm gefiele, hier zu bleiben. Doch schämt sie sich, mit ihm zugleich in der Stadt zu erscheinen, und sie sagt es ihm ins Gesicht, daß, wenn sie einen so schönen stattlichen Fremdling mit nach Hause brächte, die Leute sagen würden, sie habe sich einen Gatten geholt. Wie ist das alles einfach und natürlich. Aber als sie hört, daß er in seine Heimat will, zu seiner Frau und seinem Kinde, da entschlüpft ihr keine Klage, sie verschwindet wieder vor unsern Augen, und wir fühlen, daß sie das Bild des schönen stattlichen Fremdlings wol lange noch in stiller freudiger Bewunderung in ihrer Brust getragen. Warum kennen denn unsere Dichter diese Liebe nicht? — dieses freudige Gesehen und dieses ruhige Scheiden! Ein neuer Dichter hätte aus der Nauſikaa einen weiblichen Werther gemacht —

und das ist, weil die Liebe für uns nichts mehr ist als ein Vorspiel zum Lust- oder Trauerspiel der Ehe. Gibt es denn wirklich keine andere Liebe mehr? Ist die Quelle dieses reinen Glücks ganz vertrocknet? Kennen die Menschen nur noch den berausenden Trunk, nicht mehr den erfrischenden Quell der Liebe?“

Bei diesen Worten fiel mir der englische Dichter ein, der auch so geklagt:

From heaven if this belief be sent,
If such be nature's holy plan,
Have I not reason to lament
What man has made of man!

„Wie glücklich doch die Dichter sind“, sprach sie. „Ihre Worte rufen die tiefsten Gefühle von tausend stummen Seelen ins Dasein, und wie oft sind ihre Lieder schon zum Geständniß des süßesten Geheimnisses geworden! Ihr Herz schlägt in der Brust des Armen und des Reichen, der Glückliche

singt, der Traurige weint mit ihnen. Aber keinen Dichter kann ich so ganz mein eigen fühlen als Wordsworth. Ich weiß, viele meiner Freunde lieben ihn nicht; sie sagen, er sei kein Dichter; aber das ist es gerade, was ich an ihm liebe, daß er alle herkömmlichen Dichterphrasen, alle Uebertreibungen und alles, was man unter Pegasusflug versteht, vermeidet. Aber er ist wahr — und was liegt nicht alles in diesem einen Wort! Er öffnet unsere Augen für das Schöne, was, wie das Gänseblümchen auf der Wiese, vor unsern Füßen liegt; er nennt alles bei seinem wahren Namen — er will niemand überraschen, täuschen oder blenden; er will keine Bewunderung für sich — er will den Menschen nur zeigen, wie schön alles ist, was Menschenhand noch nicht verbogen und geknickt hat. Ist ein Thautropfen auf einem Grashalm nicht schöner als eine Perle in Gold gefaßt? Ist nicht ein lebender Quell, der uns entgegenrieselt, wir wissen nicht woher, wunderbarer als alle Wasserkünste von Versailles? Ist sein «Highland Girl» nicht lieblicher, nicht ein wahrerer

Ausdruck wahrer Schönheit als Goethe's Helena oder Byron's Saydee! Und dann die Heimlichkeit seiner Sprache und die Reinheit seiner Gedanken: wie schade, daß wir nie einen solchen Dichter hatten! Schiller hätte unser Wordsworth sein können, hätte er mehr Vertrauen zu sich als zu den alten Griechen und Römern gehabt. Unser Rückert kommt ihm am nächsten, hätte er nicht auch aus seinem armen Vaterlande weg sich Trost und Heimat unter östlichen Rosen gesucht. Wenig Dichter haben den Muth, ganz das zu sein, was sie sind. Wordsworth hatte ihn; und wie wir großen Männern gern zuhören, auch wenn sie nicht groß sind, sondern wie andere Sterbliche ruhig ihrer Gedanken pflegen und in Geduld des Augenblickes warten, wo ein heller Blick ihnen neue Ausichten ins Unendliche öffnet, so habe ich auch Wordsworth so gern selbst in den Gedichten, welche nichts enthalten, als was jeder hätte sagen können. Die großen Dichter vergönnen sich Ruhe: in Homer lesen wir oft hundert Verse ohne eine einzige Schönheit, und ebenso in Dante; während

Pindar, den ihr alle so bewundert, mich zur Verzweiflung treibt mit seinen Ekstasen. Was gäbe ich nicht darum, einen Sommer an den Lakes zubringen zu können, mit Wordsworth alle die Orte zu besuchen, denen er Namen gegeben, alle die Bäume zu grüßen, die er von der Art gerettet, und nur einmal den fernem Sonnenuntergang mit ihm zu sehen, den er beschrieben, wie ihn nur Turner hätte malen können.“

Es war so eigen, wie ihre Stimme sich nie zu Ende ihrer Rede senkte, wie bei den meisten Menschen, sondern im Gegentheil sich hob und stets wie in einem fragenden Septimenaccord endigte. Sie sprach stets hinauf, nie herab, zu den Heuten. Die Melodie ihrer Sätze war wie wenn ein Kind sagt: „Nicht wahr, Vater?“ Es lag etwas Bittendes in ihrem Ton, und es war fast unmöglich ihr zu widersprechen.

„Wordsworth“, sagte ich, „ist mir auch ein lieber Dichter und ein noch lieberer Mensch, und wie man oft von einem kleinen Hügel, den man

ohne Mühe ersteigt, eine schönere, vollere, lebendigere Aussicht hat, als wenn man mit Mühe und Noth auf den Montblanc hinaufklettert, so geht es mir mit Wordsworth's Poesie. Zu Anfang schien er mir oft gewöhnlich, und oft habe ich seine Gedichte hingelegt und nicht begreifen können, wie die besten Geister des heutigen England eine solche Bewunderung für ihn hegen konnten. Ich habe es mir aber zur Ueberzeugung gemacht, daß kein Dichter in irgend-einer Sprache, den seine Nation oder die geistige Aristokratie seines Volkes als Dichter anerkannt, ungenießbar bleiben darf. Bewunderung ist eine Kunst, die wir lernen müssen. Viele Deutsche sagen: Racine gefällt uns nicht; der Engländer sagt: Goethe verstehe ich nicht; der Franzose sagt: Shakespeare ist ein Bauer. Und was ist damit gesagt? Nichts weiter als wenn ein Kind sagt, es habe einen Walzer lieber als eine Symphonie von Beethoven. Die Kunst ist, herauszufinden und zu verstehen, was jede Nation an ihren großen Männern bewundert, und wer das Schöne sucht, der wird es endlich finden und

sehen, daß selbst die Perser sich nicht in ihrem Hasis, daß selbst die Indier sich nicht ganz in ihrem Kalidasa täuschten. Einen großen Mann versteht man nicht auf einmal: es gehört Kraft, Muth und Ausdauer dazu, und es ist eigen, daß was uns auf den ersten Anblick gefällt, nur selten uns für lange festsetzt.“

„Und doch“, fiel sie ein, „gibt es etwas, was allen großen Dichtern, allen wahren Künstlern, allen Heroen auf Erden, mögen sie Perser oder Indier, Heiden oder Christen, Romanen oder Germanen sein, gemeinsam ist, das ist, ich weiß nicht wie ich's nennen soll; aber es ist das Ueendliche, das hinter ihnen zu liegen scheint, ein ferner Blick in das Ewige, eine Vergöttlichung des Kleinsten und Vergänglichen. Goethe, der große Heide, kennt «den süßen Frieden, der vom Himmel ist». Und wenn er singt:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh';
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.

Warte nur, balde,
Ruhest du auch!

öffnet sich da nicht über den hohen Tannenzwipfeln eine unendliche Weite, eine Ruhe, wie die Erde sie nicht geben kann? Bei Wordsworth fehlt dieser Hintergrund nie, und die Spötter mögen sagen was sie wollen, es ist doch nur das Ueberirdische, sei es auch noch so verhüllt, was das menschliche Herz reizt und rührt. Wer hat die irdische Schönheit besser verstanden als Michel Angelo? — aber er hat sie verstanden, weil sie ihm ein Abglanz überirdischer Schönheit war. Du kennst sein Sonett:

La forza d'un bel volto al ciel mi sprona
 (Ch'altro in terra non è che mi diletta),
 E vivo ascendo tra gli spirti eletti;
 Grazia ch'ad uom mortal raro si dona.
 Si ben col suo Fattor l'opra consuona,
 Ch'a lui mi levo per divin concetti;
 E quivi informo i pensier tutti e i detti;
 Ardendo, amando per gentil persona.

Onde, se mai da due begli occhi il guardo
Torcer non so, conosco in lor la luce
Che mi mostra la via, ch'a Dio mi guide;
E se nel lume loro acceso io ardo,
Nel nobil foco mio dolce riluce
La gioja che nel cielo eterna ride.“

Sonett.

Aus dem Italienischen von *Fritz Krauß*.



Die Schönheit treibt dem Himmel mich entgegen
(Nichts andres hat die Welt, das mir gefalle).
So tret' ich lebend in der Geister Halle, —
Den Sterblichen wird selten solcher Segen!

Im Werke ist der Schöpfer so gelegen,
Daß ich, durch es begeistert, zu ihm walle,
Wo ich nun forme die Gedanken alle,
Die mir das schönheitstrunkne Herz bewegen.

So weiß ich daß, kann ich den Blick nicht trennen
 Von schönen Augen, jenes Licht drin wohnt,
 Daß zeigt den Weg zum göttlichen Gefilde;

Und fühl' in ihrem Glanz ich mich entbrennen,
 So strahlt in meinem edlen Feuer milde
 Die Freude wider, die im Himmel thronet.

Sie war erschöpft und schwieg — und wie hätte ich dieses Schweigen stören können? Wenn nach einem freundlichen Austausch der Gedanken menschliche Herzen sich befriedigt fühlen und schweigen, so sagen wir wol, es fliegt ein Engel durch das Zimmer, und mir war's als hörte ich das leise Flügelrauschen des Engels des Friedens und der Liebe über unsern Häuptern. Während meine Blicke auf ihr ruhten, schien ihre leibliche Hülle wie verflärt im Halbdunkel des Sommerabends, und nur ihre Hand, die ich in der meinigen hielt, gab mir das Gefühl ihrer wirklichen Gegenwart. Da fiel plötzlich ein heller Schimmer über ihr Gesicht, — sie fühlte es, öffnete ihre Augen und sah mich ver-

wundert an. Der wunderbare Glanz ihrer Augen, den die halbgeschlossenen Augenwimpern wie ein Schleier bedeckten, leuchtete wie ein Wetterleuchten. Ich blickte um mich her, und endlich sah ich wie der Mond in seiner vollen Pracht zwischen zwei Hügeln dem Schlosse entgegen aufgegangen war und den See und das Dorf mit freundlichem Lächeln bestrahlte. Nie hatte ich die Natur, nie hatte ich ihr liebes Antlitz so schön gesehen; nie war mir solche seltsame Ruhe durch die Seele geflossen. „Maria“, sagte ich, „in diesem verklärten Augenblicke laß mich, so wie ich bin, dir meine ganze Liebe gestehen, laß uns, wo wir die Nähe des Ueberirdischen so mächtig fühlen, einen Bund der Seele schließen, den nichts wieder trennen kann. Was auch die Liebe sei, Maria, ich liebe dich, und ich fühle es, Maria, du bist mein, denn ich bin dein.“

Ich kniete vor ihr und wagte nicht ihr in die Augen zu sehen. Meine Rippen berührten ihre Hand, und ich küßte sie. Da entzog sie mir ihre Hand, erst zögernd, dann aber hastig und entschieden, und

als ich aufblickte lag ein schmerzlicher Zug auf ihrem Antlitz. Sie schwieg noch immer, endlich erhob sie sich mit einem tiefen Seufzer und sagte:

„Genug für heute. Du hast mir wehe gethan; doch das ist meine Schuld. Schließe die Fenster — ich fühle einen kalten Schauer über mir, als ob eine fremde Hand mich berührte. Bleibe bei mir — aber nein — du mußt fort — lebe wohl — schlaf wohl — bete daß der Friede Gottes bei uns bleibe. Wir sehen uns wieder — nicht wahr? Morgen Abend — erwarte ich dich.“

U, wo war auf einmal all die himmlische Ruhe hin? Ich sah wie sie litt, und alles was ich thun konnte, war, schnell fortzueilen, die Engländerin zu rufen und im Dunkel der Nacht einsam in das Dorf zu gehen. Lange ging ich noch am See auf und nieder, lange schweiften meine Blicke nach dem erleuchteten Fenster, wo ich noch eben bei ihr gewesen war. Endlich verlosch im Schlosse das letzte Licht, der Mond stieg höher und höher, und jede Spitze, jeder Erker, jede Verzierung an den alten Mauern wurde

sichtbar in der feenhaften Beleuchtung. Und hier war ich ganz allein in der stillen Nacht, und mir war's als ob das Gehirn mir seine Dienste versagte; denn kein Gedanke kam zu Ende, und ich fühlte nur, daß ich ganz allein auf dieser Erde sei, daß es keine Seele für mich gäbe. Die Erde war wie ein Sarg, und der schwarze Himmel ein Leichentuch, und ich wußte kaum ob ich lebe oder schon längst gestorben sei. Und dann sah ich plötzlich zu den Sternen hinauf, mit ihren blinkenden Augen, die so ruhig ihres Weges zogen — und dann schien es mir, als wären sie nur da um die Menschen zu erleuchten und zu trösten, und dann dachte ich an zwei Himmelsterne, die mir so unverhofft am dunkeln Himmel aufgegangen — und ein Dankgebet rang sich aus meiner Brust, ein Dankgebet für die Liebe meines Engels.

Letzte Erinnerung.

Die Sonne blickte schon über die Berge in mein Fenster hinein, als ich erwachte. War das dieselbe Sonne, die am Abend vorher mit lang zögerndem Blick, wie ein scheidender Freund, uns angeschaut, als ob sie den Bund unserer Seelen segnen wollte und die untergegangen war wie eine verlorene Hoffnung? Und jetzt leuchtete sie mir entgegen wie ein Kind, das mit strahlendem Blick in unser Zimmer stürzt, um uns Glück zu wünschen zu einem frohen Feste! Und war ich derselbe Mensch, der nur vor wenigen Stunden, zerbrochen an Geist und Körper, sich auf das Lager geworfen — und jetzt fühlte ich wieder in mir den alten Lebensmuth, und ein Gott und Selbstvertrauen,

das wie frische Morgenluft die Seele erquickte und belebte! Was wäre wol aus den Menschen geworden ohne den Schlaf? Wir wissen es nicht, wo dieser nächtliche Bote uns hinführt, und wenn er uns die Augen am Abend zudrückt, wer bürgt uns dafür, daß er sie am Morgen uns wieder öffnet, — daß er uns wieder zu uns bringt? Es verlangte Muth und Glauben, als der erste Mensch sich diesem unbekanntem Freunde in die Arme warf, und läge nicht in unserer Natur etwas Hülfloses, was uns bei allen Dingen, die wir glauben sollen, zum Glauben drängt und zur Hingebung zwingt, ich zweifle, ob je ein Mensch, trotz aller Müdigkeit, aus freiem Antriebe die Augen geschlossen hätte und in dies unbekanntes Traumland getreten wäre. Das Gefühl unserer Schwachheit, unserer Müdigkeit gibt uns Vertrauen zu einer höhern Macht und Muth zur frohen Hingebung an die schöne Ordnung des Alls, und wir fühlen uns gestärkt und erfreicht, wenn wir, sei es auch nur auf kurze Zeit, im Wachen oder im Schlafe, die Fesseln gelöst haben,

die unser ewiges Selbst an unser irdisches Ich binden.

Was mir gestern nur dunkel wie fliehender Abendnebel durch den Kopf gezogen war, wurde mir auf einmal klar. Wir gehörten einander zu, das fühlte ich: sei es wie Bruder und Schwester, sei es wie Vater und Kind, sei es wie Bräutigam und Braut; wir mußten für nun und immer beisammen bleiben. Es galt nur, den rechten Namen für das zu finden, was wir in unsererer stammernden Sprache Liebe nennen. —

Thy elder brother I would be,
Thy father — anything to thee!

Es war dieses anything, wofür ein Name gefunden werden mußte, denn die Welt erkennt nun einmal nichts Namenloses an. Sie hatte mir ja selbst gesagt, daß sie mich liebe, mit jener reinen allmenschlichen Liebe, aus der alle andere Liebe entspringt. Ihr Schreck, ihre Verstimmung, als auch ich ihr meine volle Liebe gestanden, waren mir

noch immer unbegreiflich; aber sie konnten meinen Glauben an unsere Liebe nicht mehr erschüttern. Warum sollen wir denn alles, was in der Seele des Menschen vorgeht, begreifen wollen, während doch in uns selbst alles so unbegreiflich ist? Es ist ja überall das Unerklärliche, was uns am meisten fesselt, sei es in der Natur, sei es im Menschen, sei es in unserer eigenen Brust. Menschen, die wir verstehen, deren Triebfedern wir wie ein anatomisches Präparat vor uns sehen, lassen uns kalt, wie die Charaktere in unsern meisten Romanen, und nichts verdirbt uns die Freude am Leben und an den Menschen mehr als dieser ethische Rationalismus, der alles erklären will und alles Wunder im Innern leugnet. Es liegt in jedem Wesen etwas Unauflöslisches, nennen wir es Schicksal, Eingebung oder Charakter, und Der kennt weder sich noch die Menschen, welcher glaubt, daß er ohne diesen ewig wiederkehrenden Keß das Thun und Treiben der Menschen zerlegen kann. Ich tröstete mich nun über alles, worüber ich am Abend verzweifelt war —

und endlich schien auch kein Wolkensreif mehr den Himmel der Zukunft zu trüben.

In dieser Stimmung trat ich aus dem engen Hause heraus an die freie Luft, als ein Bote einen Brief für mich brachte. Er war von der Gräfin, das sah ich an der schönen ruhigen Handschrift. Ich öffnete ihn ohne zu athmen, — ich hoffte das Schönste, was der Mensch nur hoffen kann. Aber bald fiel alles in mir zusammen. Der Brief enthielt nichts als die Bitte, sie heute nicht zu besuchen, da sie auf dem Schlosse Besuch aus der Residenz erwarte. Kein freundliches Wort, keine Nachricht über ihr Befinden! Nur zu Ende noch ein P. S.: „Morgen kommt der Hofrath — also auf übermorgen.“

Hier waren auf einmal zwei Tage aus dem Buche des Lebens gerissen. Und wären sie nur ganz herausgerissen, — aber nein, sie hingen über mir wie ein Bleidach eines Gefängnisses. Sie mußten gelebt werden — ich konnte sie nicht wie ein Almosen einem Könige oder einem Bettler

schicken, der noch gern zwei Tage länger auf seinem Throne oder auf seinem Steine bei der Kirchthür gesessen hätte! Ich starrte eine Zeit lang vor mir hin, dann aber dachte ich an mein Morgengebet, und wie ich es mir gesagt, daß es keinen größern Unglauben gebe als Verzweiflung — wie das Kleinste und Größte im Leben Theil eines großen, göttlichen Planes sei, dem wir uns fügen müssen, so schwer es auch sei. Wie ein Reiter, der einen Abgrund vor sich sieht, riß ich die Zügel zurück. „Sei's, weil's sein muß!“ rief ich in mir; „aber Gottes Erde ist nicht der Ort zum Klagen und Jammern.“ War es nicht Seligkeit, diese Zeilen, die sie geschrieben, in meiner Hand zu halten, und die Hoffnung, in kurzer Zeit sie wiederzusehen, war es nicht größere Seligkeit als ich je verdient? Den Kopf nur immer über das Wasser gehalten! — das sagen alle guten Lebenschwimmer: geht es aber nicht mehr, dann besser auf einmal untergetaucht, als sich das Wasser fortwährend in die Augen und die Kehle laufen zu lassen! Und wenn es uns

schwer wird, bei den kleinen Unfällen des Lebens stets an die göttliche Vorsehung zu denken; und wenn wir uns scheuen, und vielleicht mit Recht, bei jedem Schritte aus der Gewöhnlichkeit des Lebens heraus in die Gegenwart des Göttlichen zu treten, so sollte uns das Leben, wenn auch nicht als Pflicht, doch als Kunst erscheinen, — und was ist häßlicher als ein Kind, das sich unbändig geberdet, und bei jedem Verlust, bei jedem Schmerz, trübsinnig grollt? Nichts ist schöner als ein Kind, in dessen thränendem Auge schon wieder der Sonnenschein der Freude und Unschuld glänzt — wie eine Blume, welche bei einem Frühlingsregen zittert und bebt, und doch schon wieder blüht und duftet, während der Sonnenschein ihr die Thränen auf den Wangen trocknet.

Bald kam mir ein guter Gedanke, wie ich, dem Schicksal zum Trotz, diese beiden Tage doch mit ihr verleben konnte. Schon lange hatte ich gewünscht, mir die lieben Worte, die sie mir gesagt, und so manchen schönen Gedanken, den sie mir anvertraut, aufzuzeichnen; und so vergingen mir die

Tage in der Erinnerung schöner zusammenverlebter Stunden, und in der Hoffnung einer noch schönern Zukunft, und ich war bei ihr, und mit ihr, und lebte in ihr, und fühlte die Nähe ihres Geistes und ihrer Liebe mehr als ich sie je gefühlt, wenn ich ihre Hand in der meinigen hielt.

Wie lieb sind mir jetzt diese Blätter, — wie oft habe ich sie gelesen und wieder gelesen, — nicht als ob ich je ein Wort, das sie gesagt, vergessen hätte; aber diese Blätter waren Zeugen meines Glücks, und es schaut mich etwas aus ihnen an wie der Blick eines Freundes, dessen Schweigen mehr sagt als alle Worte. Erinnerung an vergangenes Glück, Erinnerung an vergangenes Leid, stilles Versenken in eine ferne Vergangenheit, wo alles schwindet was uns umgibt und bindet, wo die Seele sich hinwirft wie eine Mutter auf den grünen Grabhügel ihres Kindes, das schon seit langen Jahren da unten schlummert, wo keine Hoffnung, kein Wunsch die Stille hilfloser Umgebung stört — das nennen wir wol Wehmuth; — aber

eine Seligkeit liegt in dieser Wehmuth, die kennen nur Die, welche viel geliebt und viel gelitten haben. Frage eine Mutter was sie fühlt, wenn sie den Schleier, den sie einst als Braut getragen, ihrer Tochter um das Haupt bindet und des Vatters denkt, der nicht mehr bei ihr ist. — Frage einen Mann was er fühlt, wenn ihm ein Mädchen, das er geliebt und das die Welt von ihm getrennt, nach ihrem Tode die trockene Rose schickt, die er ihr als Süßling gegeben — sie mögen beide weinen; aber ihre Thränen sind nicht Thränen des Schmerzes, noch Thränen der Freude, es sind Thränen des Opfers, mit denen der Mensch sich dem Göttlichen weihet, und das Liebste, was er hat, ruhig dahingehen sieht im Glauben an Gottes Liebe und Weisheit.

Doch zurück in die Erinnerung, zurück in die lebendige Gegenwart der Vergangenheit! — Die zwei Tage verfloßen so schnell, daß es mich durchbebte, als das Glück des Wiedersehens immer näher und näher rückte. Ich sah, wie am ersten Tage

die Wagen und Reiter aus der Stadt ankamen, wie das Schloß sich belebte mit bunten Gästen. Die Bahnen flatterten auf dem Dache, Musik tönte durch die Höfe. Am Abend belebte sich der See mit lustigen Gondeln, Männergesang klang über die Wogen, und ich mußte lauschen, denn ich dachte, daß auch sie vom Fenster aus diesen Liedern lauschte. Am zweiten Tage war noch alles geschäftig, und erst am Nachmittag bereiteten sich die Gäste zum Aufbruch, und spät am Abend sah ich auch den Wagen des Hofraths allein nach der Stadt zurück fahren. Da hielt es mich nicht länger. Ich wußte sie war allein, ich wußte sie dachte an mich, sie wünschte mich herbei. Und ich sollte noch eine Nacht vergehen lassen, ohne ihr wenigstens die Hand zu drücken, ohne ihr zu sagen, daß die Trennung überstanden, und daß der nächste Morgen uns zu neuer Seligkeit wecken werde! Noch sah ich Nicht in ihrem Fenster — und warum sollte sie allein sein, warum sollte ich nicht wenigstens für einen Augenblick ihre süße Gegenwart fühlen? Schon stand ich an dem

Schlosse, schon wollte ich die Glocke ziehen — da stand ich plötzlich still und sagte: Nein! Keine Schwäche! Du würdest beschämt vor ihr stehen, wie ein Dieb in der Nacht. Morgen früh tritt vor sie hin wie ein Held, der aus der Schlacht zurückkehrt, und für den sie jetzt den Kranz der Liebe windet, den sie ihm morgen auf das Haupt drückt.

Und der Morgen kam, und ich war bei ihr — wirklich bei ihr. O, redet nicht vom Geist, als könne er ohne Körper sein! Volles Dasein, Bewußtsein, Trohsein ist nur wo Geist und Körper Eins sind, ein verkörperter Geist, ein vergeisteter Körper. Es gibt keinen Geist ohne Körper, es sei denn ein Gespenst; es gibt keinen Körper ohne Geist, es sei denn eine Leiche. Ist die Blume auf dem Felde ohne Geist? Blickt sie nicht heraus aus einem göttlichen Willen, aus einem schöpferischen Gedanken, der sie erhält, der ihr Leben und Dasein gibt? Das ist ihr Geist — nur daß er stumm ist in der Blume, während er im Menschen sich offenbart im Wort. Wirkliches Leben ist überall

förperliches und geistiges Leben; wirklicher Genuß ist überall körperlicher und geistiger Genuß; wirkliches Beisammensein ist überall körperliches und geistiges Beisammensein, und die ganze Welt der Erinnerung, in der ich zwei Tage lang so glücklich gelebt, verschwand wie ein Schatten, wie ein Nichts, als ich vor ihr stand und wirklich bei ihr war. Ich hätte ihr meine Hände auf die Stirn, auf die Augen, auf die Wangen legen mögen, um zu wissen fest zu wissen, daß sie wirklich da sei, — nicht nur das Bild, das Tag und Nacht vor meiner Seele geschwebt, sondern ein Wesen, das nicht mein war, und doch mein sein sollte und wollte; ein Wesen, an das ich glauben konnte wie an mich selbst; ein Wesen, fern von mir, und doch mir näher als mein eigenes Ich; ein Wesen, ohne welches mein Leben kein Leben, selbst mein Tod kein Tod war, ohne welches mein armes Dasein wie ein Scufzer im Unendlichen verhallt wäre. — Ich fühlte es, als meine Gedanken und meine Blicke sie überströmten, daß jetzt in diesem Augenblicke die Seligkeit meines

Daseins erfüllt sei, — und ein Schauer durchflog mich, und ich dachte an den Tod, und er schien keine Schrecken mehr zu haben; denn diese Liebe konnte der Tod nicht zerstören — nur läutern, veredeln und verewigen.

Es war so schön mit ihr zu schweigen. Auf ihrem Antlitz spiegelte sich die ganze Tiefe ihrer Seele, und wie ich sie anblickte, sah und hörte ich schon alles was in ihr lag und lebte. „Du thust mir leid“, schien sie zu sagen, und wollte es doch nicht sagen. „Sind wir endlich wieder beisammen? Sei ruhig! Klage nicht! Frage nicht! Sage nicht! Sei mir willkommen! Sei mir nicht böse!“ Alles dies blickte aus ihren Augen heraus, und noch immer wagten wir nicht mit einem Worte den Frieden unserer Seligkeit zu stören.

„Hast du einen Brief vom Hofrath erhalten?“ war ihre erste Frage, und ihre Stimme zitterte bei jedem Worte.

„Nein“, erwiderte ich.

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Viel-

leicht ist es besser, daß es so kam, und daß ich dir selbst alles sage. Mein Freund, wir sehen uns heute zum letzten mal. Laß uns in Frieden scheiden, ohne Klagen, ohne Zorn. Ich habe viel verschuldet, das fühlte ich. Ich habe in dein Leben eingegriffen, ohne zu denken, wie auch ein leiser Hauch oft eine Blume entblättert. Ich kenne die Welt so wenig, — ich glaubte nicht, daß ein armes leidendes Wesen, wie ich, dir mehr als Mitleiden einflößen könne. Ich kam dir freundlich und offen entgegen, weil ich dich so lange gekannt, weil ich mich in deiner Nähe so wohl fühlte — warum soll ich es nicht ganz sagen? — weil ich dich liebte. Aber die Welt versteht diese Liebe nicht, und duldet sie nicht. Der Hofrath hat mir die Augen geöffnet. Die ganze Stadt redet von uns; mein Bruder, der Regent, hat an den Fürsten geschrieben, und er verlangt, daß ich dich nie wieder sehe. Ich bereue es tief, daß ich dir diesen Schmerz bereitet. Sage mir, daß du mir verzeihst — und dann laß uns scheiden als Freunde.“

Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, und sie schloß sie, damit ich ihre Thränen nicht sehen sollte. „Maria“, sagte ich, „für mich gibt es nur Ein Leben, das ist mit dir; aber auch nur Einen Willen, das ist der deinige. Ja, ich gestehe es dir, ich liebe dich mit aller Blut der Liebe; aber ich fühle es, ich bin deiner nicht würdig. Du stehst hoch über mir an Adel, an Hoheit, an Reinheit, und ich kann den Gedanken kaum fassen, dich je mein Weib zu nennen. Und doch gibt es keinen andern Weg, auf dem wir zusammen durch das Leben wandeln könnten. Maria, du bist ganz frei, ich verlange kein Opfer. Die Welt ist groß, und wenn du es willst, so sehen wir uns nie wieder. Aber wenn du mich liebst, wenn du fühlst, daß du mir angehörst — o dann laß uns die Welt vergessen und ihr kaltes Urtheil. Auf meinen Armen trag ich dich zum Altar, und kniend will ich dir schwören dein zu sein im Leben und im Tode.“

„Mein Freund“, sagte sie, „wir müssen nie das Unmögliche wollen. Wäre es Gottes Wille

gewesen, daß ein solcher Bund uns in diesem Leben vereinige, würde er mir dann wol die Leiden geschickt haben, die mich unfähig machen, je mehr zu sein als ein hilfloses Kind? Vergiß nicht, daß was wir Schickial, Umstände, Verhältnisse im Leben nennen, in Wahrheit nur das Werk der Vorsehung ist. Dagegen sich aufzulehnen, ist gegen Gott sich auflehnen, und wäre es nicht kindisch, so könnte man es frevelhaft nennen. Die Menschen wandeln hier auf Erden wie die Sterne am Himmel. Gott hat ihnen die Bahn gezeichnet, auf der sie sich treffen, und wenn sie scheiden sollen, so müssen sie scheiden — ihr Widerstand wäre vergebens, oder er würde die ganze Ordnung der Welt vernichten. Begreifen können wir es nicht, aber wir können vertrauen. Verstehe ich es doch selbst nicht, warum meine Hinneigung zu dir ein Unrecht war. Nein, ein Unrecht kann ich, will ich sie nicht nennen. Aber es kann nicht sein, es soll nicht sein. Mein Freund, dies ist genug — wir müssen uns fügen in Demuth und in Glauben.“

Trotz der Ruhe, mit der sie sprach, sah ich, wie tief sie litt, und dennoch hielt ich es für Unrecht den Kampf mit dem Leben so schnell aufzugeben. Ich faßte mich so gut ich konnte, damit kein Wort der Leidenschaft ihr Leiden vermehre, und sagte:

„Wenn dies das letzte mal ist, wo wir uns in diesem Leben treffen, so laß uns klar sehen, wem wir dieses Opfer bringen. Wenn unsere Liebe irgendein höheres Wesen verletzete, so würde ich mich wie du in Demuth beugen. Es wäre Gott vergessen, gegen einen höhern Willen sich aufzulehnen. Es mag scheinen, als ob der Mensch zuweilen Gott betrügen könnte, als ob seine kleine Klugheit der göttlichen Weisheit etwas abgewinne. Das ist Wahwitz — und der Mensch, der diesen Titanenkampf beginnt, wird zerschmettert und vernichtet. Aber was steht unserer Liebe entgegen? — Nichts als das Geschwätz der Welt. Ich achte die Wesen der menschlichen Gesellschaft, ich achte sie, selbst wo sie, wie in unserer Zeit, verkünstelt und ver-

worren sind. Ein kranker Körper verlangt künstliche Arzneien, und ohne die Schranken, und Rücksichten, und Vorurtheile der Gesellschaft, die wir belächeln, wäre es unmöglich, die jetzige Menschheit zusammen zuhalten und den Zweck unsers irdischen Zusammenlebens zu erreichen. Wir müssen diesen Göttern vieles opfern — und wie die Athener schicken wir jedes Jahr ein schwerbeladenes Schiff von Jünglingen und Mädchen als Tribut für jenes Ungeheuer, welches das Labyrinth unserer Gesellschaft beherrscht. Es gibt kein Herz mehr, das nicht gebrochen ist; es gibt keinen Menschen von wahren Gefühl, der seiner Liebe nicht die Flügel hat knicken müssen, ehe sie in dem Käfig der Gesellschaft zur Ruhe kam. Das muß so sein, das kann nicht anders sein. Du kennst das Leben nicht, aber wenn ich nur an meine Freunde denke, ich könnte dir viele Bände von Trauerspielen erzählen. Der Eine liebte ein Mädchen und ward wiedergeliebt. Aber er war arm, sie war reich. Die Väter und Vettern zankten und höhnten, und zwei Herzen waren gebrochen. Warum? Weil die Welt es für ein

Unglück hält, daß eine Frau ein Kleid trage, das aus der Wolle eines Baumes in Amerika, und nicht aus den Fasern eines Wurms in China gemacht ist.

„Ein Anderer liebte ein Mädchen und ward wiedergeliebt. Aber er war Protestant, sie war Katholikin. Die Mütter und Priester stifteten Unfrieden, und zwei Herzen waren gebrochen. Warum? Wegen des politischen Schachspiels, welches Karl V., Franz I. und Heinrich VIII. vor drei Jahrhunderten miteinander spielten.

„Ein Dritter liebte ein Mädchen und ward wiedergeliebt. Aber er war adelich, sie war bürgerlich. Die Schwestern eiferten und geiferten, und zwei Herzen waren gebrochen. Warum? Weil vor hundert Jahren ein Soldat einen andern erschlug, der in der Schlacht das Leben des Königs bedrohte. Dies gab ihm Titel und Ehren, und sein Großvater süßte mit einem verfehlten Leben das Blut, was damals geflossen.

„Die Statistiker sagen, es werde jede Stunde ein Herz gebrochen — und ich glaubte es. Aber warum? Fast überall weil die Welt keine Liebe

zwischen fremden Menschen anerkennt, es sei denn zwischen Mann und Frau. Wenn zwei Mädchen denselben Mann lieben — so muß die eine als Opfer fallen. Wenn zwei Männer dasselbe Mädchen lieben, so fällt der eine oder beide als Opfer. Warum? — kann man denn kein Mädchen lieben, ohne es heirathen zu wollen? — kann man kein Weib ansehen, ohne seiner zu begehren? Du schließt die Augen, und ich fühle, ich habe zu viel gesagt. Die Welt hat das Heiligste, was es im Leben gibt, zum Gemeinsten gemacht. Aber Maria, genug! Laß uns die Sprache der Welt reden, wenn wir in ihr und mit ihr reden und handeln müssen. Aber laß uns Ein Heiligthum bewahren, wo zwei Herzen die reine Sprache des Herzens reden können, unbekümmert um das Toben der Welt da draußen. Die Welt selbst ehrt diese Zurückgezogenheit, diesen muthigen Widerstand, den edle Herzen im Bewußtsein ihrer Rechte dem gewöhnlichen Laufe der Dinge entgegensetzen. Die Rücksichten, die Ziemlichkeiten, die Vorurtheile der Welt sind wie eine Schlingpflanze. Es ist schön, wenn ein grüner Epheu mit

seinen tausend Ranken und Wurzeln ein festes Mauerwerk verziert; aber er darf uns nicht überwuchern, sonst dringt er in alle Fugen unsers Baues, und zerstört den Kitt, der uns selbst im Innern zusammenhält. Sei mein, Maria, — folge der Stimme deines Herzens. Das Wort, was jetzt auf deinen Lippen schwebt, entscheidet für immer über dein und mein Leben, über dein und mein Glück.“

Ich schwieg. Ihre Hand, die ich in der meinigen hielt, erwiderte den warmen Druck des Herzens. In ihr wogte und stürmte es, und der blaue Himmel, der vor mir lag, schien nie so schön als jetzt, wo der Sturm Wolke auf Wolke vorübertrieb.

„Und warum liebst du mich?“ sagte sie leise, als ob sie den Augenblick der Entscheidung noch immer verzögern müßte.

„Warum? Maria! Frage das Kind, warum es geboren wird; frage die Blume, warum sie blüht; frage die Sonne, warum sie leuchtet. Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß. Doch wenn ich dir noch mehr sagen soll, laß dieses Buch, was

bei dir liegt, und was du so gern hast, für mich sprechen:

«Das beste sollte das liebste sin, und in diser liebe sollte nicht angesehen werden nuß und unnuß, fromen oder schaden, gewin oder vorlust, ère oder unère, lob oder unlob oder diser keins, sunder was in der wårheit das edelste und das aller beste ist, das sollt auch das allerliebste sin, und umb nichts anders dan allein umb das, das es das edelst und das beste ist. Hie nåch mocht ein mensche sin leben gerichtten von ússen und von innen. Von ússen: wan under den creatûren ist eins besser dan das ander, dar nåch dan das ewig güt in einem mër oder minner schinet und wurket dan in dem andern. In welchem nun das ewig güt aller meist schinet, lüchtet, wurket und bekant und geliebet wirt, das ist ouch das beste under den creatûren; und in welchem dis minst ist, das ist ouch das aller minst güt. Sò nu der mensche die creatûr handelt und dá mit umb gêt, und disen onderscheit bekennet, sò sol im ie die beste creatûr

die liebste sein und soll sich mit Nis zu ihr halten und sich da mit vereinigen . . .»

„Maria, weil du die beste Creatur bist, die ich kenne, darum bin ich dir gut, darum bist du mir lieb — darum lieben wir uns. Sage das Wort, das in dir lebt, sage daß du mein bist; verleugne nicht dein innerstes Gefühl. Gott hat dir ein leidendes Leben geschenkt — er schickt mich dir, um mit dir zu leiden. Dein Leiden soll mein Leiden sein, und wir wollen es zusammen tragen, wie ein Schiff die schweren Segel trägt, die es durch die Stürme des Lebens endlich in den sichern Hafen führen“.

Es wurde stiller und stiller in ihr. — Das leichte Roth spielte auf ihren Wangen wie ein stilles Abendroth. Da öffnete sie die Augen weit — die Sonne leuchtete noch einmal auf mit wunderbarem Schimmer —

„Ich bin dein“, sagte sie; „Gott will es. Nimm mich, so wie ich bin — solange ich lebe bin ich dein, und möge Gott uns in einem schönern Leben wieder zusammenführen und dir deine Liebe lohnen.“

Wir lagen uns Brust an Brust — meine Lippen schlossen mit leisem Ruß die Lippen, auf denen soeben der Segen meines Lebens geschwebt hatte. Die Zeit stand still für uns, die Welt um uns war verschwunden. Da drang ein tiefer Seufzer aus ihrer Brust. „Möge Gott mir diese Seligkeit verzeihen“, flüsterte sie. „Jetzt laß mich allein — ich ertrage es nicht mehr. Auf Wiedersehen, mein Freund, mein Geliebter, mein Retter!“

Das waren die letzten Worte, die ich von ihr gehört. Doch nein — ich war nach Haus gegangen und lag in banger Träumen auf meinem Lager. Es war Mitternacht vorbei, als der Hofrath in mein Zimmer trat. „Unser Engel ist im Himmel“, sagte er; „hier ist der letzte Gruß, den sie dir sendet.“ Mit diesen Worten gab er mir einen Brief. Er enthielt den Ring, den sie mir und den ich ihr einst gegeben, mit den Worten: **Wie Gott will.** Er war in ein altes Papier gewickelt, und darauf hatte sie einst die

Worte geschrieben, die ich ihr als Kind gesagt: „Was dein ist, das ist mein. Deine Maria.“

Stundenlang saßen wir beide zusammen, ohne ein Wort zu sagen. Es war eine geistige Thumacht, die uns der Himmel schickt, wenn die Last der Schmerzen zu groß wird, als daß wir sie tragen könnten. Endlich erhob sich der alte Mann, nahm meine Hand und sagte: „Wir sehen uns heute zum letzten mal, denn du mußt fort von hier, und meine Tage sind gezählt. Es ist nur Eins, was ich dir sagen muß — ein Geheimniß, was ich mein ganzes Leben mit mir getragen und niemand gestanden habe. Ich sehne mich danach es einem zu beichten. Höre mir zu. Die Seele, die von uns geschieden ist, war eine schöne Seele, ein herrlicher, reiner Geist, ein tiefes, treues Herz. Ich kannte eine Seele, so schön wie sie, — noch schöner! Das war ihre Mutter. Ich liebte ihre Mutter, ihre Mutter liebte mich. Wir waren beide arm, und ich kämpfte mit dem Leben, um mir und ihr eine ehrenvolle Stellung in der Welt zu verschaffen. Der junge Fürst sah meine Braut und liebte sie. Er war mein Fürst,

er liebte sie innig, er war bereit ihr alle Opfer zu bringen und sie, die arme Waise, zur Fürstin zu erheben. Ich liebte sie so, daß ich mein Glück meiner Liebe zu ihr opferte. Ich verließ meine Heimat und schrieb ihr, ich gebe ihr ihr Wort zurück. Ich habe sie nie wiedergesehen, als auf ihrem Todtenbette. Sie starb bei der Geburt ihrer ersten Tochter. Jetzt weißt du, warum ich deine Maria geliebt und ihr Leben von Tag zu Tag gekostet habe. Sie war das einzige Wesen, was mein Herz noch an dieses Leben fesselte. Trage das Leben, wie ich es getragen. Verliere keinen Tag in eitlem Trauer. Hilf den Menschen, wo du kannst; liebe sie, und danke Gott, daß du ein solches Menschenherz wie das ihrige auf Erden gesehen, gekannt, geliebt — und verloren hast.“

„Wie Gott will“, sagte ich, und wir schieden fürs Leben.

Und Tage, und Wochen, und Monate, und Jahre sind hingegangen — die Heimat ist mir zur Fremde

und die Fremde zur Heimat geworden. Aber ihre Liebe ist mir geblieben, und wie eine Thräne in das Meer fällt, so ist die Liebe zu ihr in das lebendige Meer der Menschheit gefallen, und durchdringt und umschlingt Millionen — Millionen „fremder Menschen“, die ich von Kindheit an so lieb gehabt.

Nur an stillen Sommertagen, wie heute, wo man allein im grünen Walde der Natur am Herzen liegt, und nicht weiß, ob es draußen noch Menschen gibt, oder ob man allein, ganz allein auf dieser Erde lebt, da regt es sich auf dem Gottesacker der Erinnerung, die todtten Gedanken stehen wieder auf, die ganze Allmacht der Liebe kehrt in das Herz zurück und strömt hin auf jenes schöne Wesen, das mich wieder anschaut mit seinen tiefen, unerforschlichen Augen; und dann ist's als ob die Liebe zu Millionen verschwände in der Liebe zu der Einen — zu meinem guten Engel, — und meine Gedanken verstümmen vor dem unerforschlichen Räthsel der endlichen und der unendlichen Liebe.

Druck von J. A. Brockhaus in Leipzig.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

IG
M9465d

Müller, Friedrich Max
Deutsche Liebe. 4. Auf

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 28 05 14 002 3